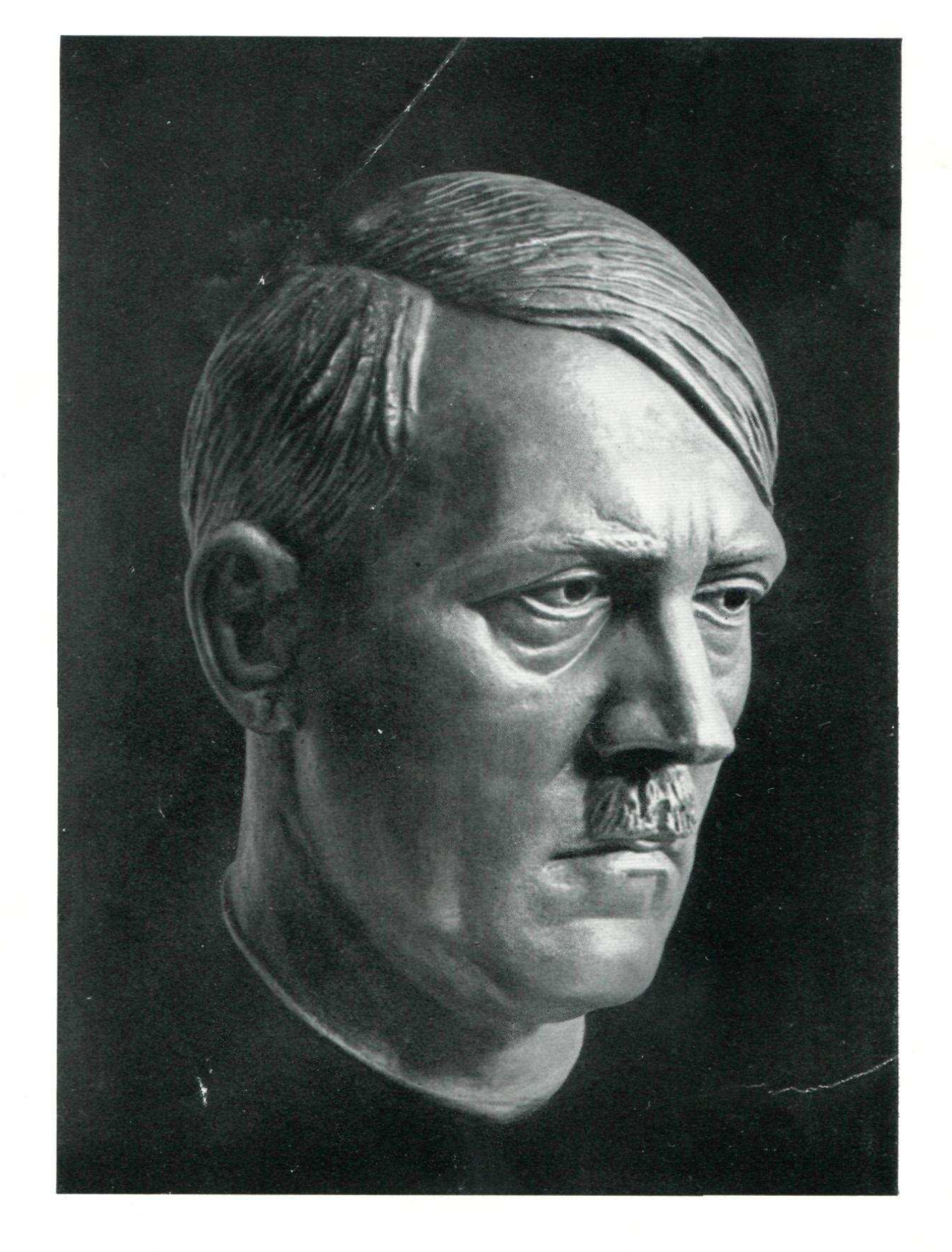


J. F. Lehmanns Verlag, München

N. S. Frauenbuch



Der Führer

Plastik von Fritz Maskos, Dresden

N.S. Frauenbuch

Herausgegeben im

Auftrage der Obersten Leitung der P.O.,

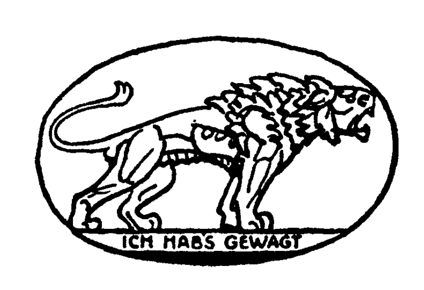
N.S. Frauenschaft

Zusammengestellt und bearbeitet

von

Ellen Semmelroth und Renate von Stieda

Mit 16 Bildertafeln



J. F. Lehmanns Verlag, München

Druckerei: R. Oldenbourg, München
Printed in Germany.

Zum Geleit.

Die nationalsozialistischen Frauen haben von Anfang an, als sie sich im Verlauf des Kampfes um Deutschland von der alten Frauenbewegung trennten, die größte und schönste Sinngebung ihres Frauentums in der Erfüllung aller derjenigen Aufgaben für Volk und Staat gesehen, welche die neue organische Weltanschauung ihnen als Pflicht gegenüber der Gemeinschaft auf Grund ihrer besonderen wesenseignen Kräfte auferlegt. Als Volksgenossin ist die Frau ebenso wie der Mann in die Verantwortung für das Leben und den Bestand unseres Volkes gestellt. Es genügt nicht, daß sie nur Hausfrau, Mutter oder Berufstätige in den Grenzen ihres oft engen Lebensbezirkes ist, sondern sie muß darüber hinaus lebendigen Anteil nehmen an den großen Lebensfragen unseres Volkes, die nur in beiderseitiger äußerster Pflichterfüllung organisch gelöst werden können. So will dieses Buch durch Wertung unseres Frauentums und Ausrichtung unserer Frauenarbeit — immer in Beziehung gesetzt zum Volksganzen —, Bekenntnis sein zur unbedingten, verantwortungsbewußten Tatbereitschaft für die Erreichung unserer nationalsozialistischen Ziele. Darüber hinaus aber will es Mittler zum Erlebnis des Nationalsozialismus für alle diejenigen Frauen sein, die mit aufrichtigem Wollen und offenem Herzen um sein Verständnis ringen.

Ellen Semmelroth und Renate v. Stieda.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die völkische Sendung der Frau.

Rede des Führers auf dem Frauenkongreß in Nürnberg am 8. September 1934.

Unsere Frauenbewegung ist für uns nicht etwas, das als Programm den Kampf gegen den Mann auf seine Fahne schreibt, sondern etwas, das auf sein Programm den gemeinsamen Kampf mit dem Mann setzt. Denn gerade dadurch haben wir die neue nationalsozialistische Volksgemeinschaft gefestigt, daß wir in Millionen von Frauen treueste fanatische Mitkämpferinnen erhielten für das gemeinsame Leben im Dienste der gemeinsamen Lebenserhaltung. Kämpferinnen, die dabei den Blick nicht auf Rechte richten, sondern auf Pflichten, die die Natur uns gemeinsam aufbürdet.

Adolf Hitler.

Nach Jahren nehme ich zum erstenmal wieder an einer Tagung nationalsozialistischer Frauen und damit nationalsozialistischer Frauenarbeit teil. Ich weiß, daß die Voraussetzungen hierzu geschaffen worden sind durch die Arbeit unzähliger einzelner Frauen und insbesondere durch die Arbeit Ihrer Führerin. Die nationalsozialistische Bewegung hat von der ersten Zeit ihres Bestehens an in der Frau die treueste Mithelferin nicht nur gesehen, sondern auch gefunden. Ich erinnere mich an die schweren Jahre des Kampfes der Bewegung und insonderheit an die Zeiten, in denen das Glück sich scheinbar von uns zu wenden schien. An die Zeiten, da viele von uns in den Gefängnissen waren, andere wieder auf der Flucht, in der Fremde, viele von uns verwundet in den Lazaretten lagen oder auch getötet worden sind. Ich erinnere mich an die Zeit, in der sich so mancher von uns gewandt hat in der Meinung, aus uns könne doch nichts werden, an die Zeit, da der Geist in Deutschland überheblich glaubte, den Problemen nur von der vernunftmäßigen Seite gegenübertreten zu können und da uns dadurch viele untreu geworden sind: ich weiß, damals sind es unzählige Frauen gewesen, die unerschütterlich treu zur Bewegung und zu mir gehalten haben.

Es hat sich damals so recht die Kraft des Gefühls als das Stärkere und Wichtigere erwiesen. Es hat sich gezeigt, daß der klügelnde Verstand doch nur zu leicht irregeleitet werden kann, daß scheinbar geistige Argumente Männer mit labilem geistigen Verstand ins Wanken bringen und daß gerade in diesen Zeiten der tiefinnere Instinkt der Selbst- und Volkserhaltung in der Frau erwacht. Die Frau hat uns da bewiesen, daß sie das Richtige trifft! In den Zeiten, da die große Bewegung für viele zu wanken schien und alle gegen uns verschworen waren, in diesen Zeiten haben sich die Festigkeit und Sicherheit des Gefühls als die stabileren Faktoren gezeigt gegenüber dem klügelnden Verstand und dem vermeintlichen Wissen. Denn es ist ja nur den wenigsten gegeben, von einem oberflächlichen Wissen vorzudringen in die tiefinnerste Erkenntnis. Diese tiefinnerste Erkenntnis aber ist doch letzten Endes die Wurzel der Welt des Gefühls. Was vielleicht wenige philosophisch begnadete Geister in der Lage sind, wissenschaftlich zu analysieren, empfindet das Gemüt des unverdorbenen Menschen instinktsicher.

Das Empfinden und vor allem das Gemüt der Frau hat zu allen Zeiten ergänzend auf den Geist des Mannes eingewirkt. Wenn sich im menschlichen Leben manchmal die Arbeitsbereiche zwischen Mann und Frau verschoben haben in einer nicht naturgemäßen Linie, dann lag es nicht daran, daß die Frau an sich nach der Herrschaft über den Mann gestrebt hätte, sondern der Grund war darin zu suchen, daß der Mann nicht mehr in der Lage war, seine Aufgabe restlos zu erfüllen.

Das ist ja das Wunderbare in der Natur und Vorsehung, daß kein Konflikt der beiden Geschlechter unter- und nebeneinander möglich ist, solange jeder Teil die ihm von Natur vorgezeichnete Aufgabe erfüllt.

Das Wort von der Frauen-Emanzipation ist ein nur vom jüdischen Intellekt erfundenes Wort, und der Inhalt ist von demselben Geist geprägt. Die deutsche Frau brauchte sich in den wirklich guten Zeiten des deutschen Lebens nie zu emanzipieren. Sie hat genau das besessen, was die Natur ihr zwangsläufig als Gut zur Verwaltung und Bewahrung gegeben hat, genau so wie der Mann in seiner guten Zeit sich nie zu fürchten brauchte, daß er aus seiner Stellung gegenüber der Frau verdrängt werde. Gerade von der Frau wurde ihm sein Platz am wenigsten streitig gemacht. Nur wenn er selbst nicht sicher war in der Erkenntnis seiner Aufgabe, begann der ewige Instinkt der Selbst- und Volkserhaltung in der Frau zu revoltieren. Dann begann aus dieser Revolte eine Umstellung, die nicht naturgemäß war, und sie dauerte so lange, bis wieder beide Geschlechter zurückkehrten zu dem, was eine ewig weise Vorsehung ihnen zugewiesen hat.

Wenn man sagt, die Welt des Mannes ist der Staat, die Welt des Mannes ist sein Ringen, die Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft, so könnte man vielleicht sagen, daß die Welt der Frau eine kleinere sei. Denn ihre Welt ist ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus. Wo wäre aber die größere Welt, wenn niemand die kleine Welt betreuen wollte? Wie könnte die größere Welt bestehen, wenn niemand wäre, der die Sorgen um die kleinere Welt zu seinem Lebensinhalt machen würde? Nein: Die große Welt baut sich auf dieser kleinen Welt auf! Diese große Welt kann nicht bestehen, wenn die kleine Welt nicht fest ist. Die Vorsehung hat der Frau die Sorgen um diese ihre eigenste Welt zugewiesen, aus der sich dann erst die Welt des Mannes bilden und aufbauen kann.

Diese beiden Welten stehen sich daher nie entgegen. Sie ergänzen sich gegenseitig, sie gehören zusammen, wie Mann und Weib zusammengehören.

Wir empfinden es nicht als richtig, wenn das Weib in die Welt des Mannes, in sein Hauptgebiet eindringt, sondern wir empfinden es als natürlich, wenn diese beiden Welten geschieden bleiben. In die eine gehört die Kraft des Gemütes, die Kraft der Seele! Zur anderen gehört die Kraft des Sehens, die Kraft der Härte, der Entschlüsse und die Einsatzwilligkeit! In einem Fall erfordert diese Kraft die Willigkeit des Einsatzes des Lebens der Frau, um diese wichtige Zelle zu erhalten und zu vermehren, und im anderen Fall erfordert sie die Bereitwilligkeit, das Leben zu sichern, vom Manne.

Was der Mann an Opfern bringt im Ringen seines Volkes, bringt die Frau an Opfern im Ringen um die Erhaltung dieses Volkes in den einzelnen Zellen. Was der Mann einsetzt an Heldenmut auf dem Schlachtfeld, setzt die Frau ein in ewig geduldiger Hingabe, in ewig geduldigem Leiden und Ertragen.

Jedes Kind, das sie zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für Sein oder Nichtsein ihres Volkes.

Und beide müssen sich deshalb auch gegenseitig schätzen und achten, wenn sie sehen, daß jeder Teil die Aufgabe vollbringt, die ihm Natur und Vorsehung zugewiesen hat. So wird sich aus dieser Trennung der beiden Aufgaben zwangsläufig die gegenseitige Achtung ergeben. Nicht das, was jüdischer Intellekt behauptet, ist wahr, daß die Achtung bedingt sei durch das Übergreifen der Wirkungsgebiete der Geschlechter, sondern diese Achtung bedingt, daß kein Geschlecht sich bemüht, das zu tun, was dem andern zukommt. Sie liegt letzten Endes darin, daß jeder Teil weiß, daß der andere alles tut, was notwendig ist, um das Gesamte zu erhalten!

So war die Frau zu allen Zeiten die Gehilfin des Mannes und damit seine treueste Freundin, und der Mann war zu allen Zeiten der Hüter seines Weibes und damit ihr bester Freund. Und beide sahen in dieser Führung des Lebens die gemeinsame Grundlage für den Bestand dessen, was sie lieben und für dessen Forterhaltung.

Die Frau ist egoistisch in der Erhaltung ihrer kleinen Welt, damit der Mann in die Lage kommt, die größere zu bewahren, und der Mann ist egoistisch in der Erhaltung dieser größeren Welt, denn sie ist untrennbar mit der anderen verbunden. Wir wehren uns dagegen, daß ein Intellektualismus verdorbenster Art das auseinanderreißen will, was Gott zusammengefügt hat.

Die Frau ist, weil sie von der ursächlichsten Wurzel ausgeht, auch das stabilste Element in der Erhaltung des Volkes. Sie hat am Ende den untrüglichsten Sinn für alles das, was notwendig ist, damit eine Rasse nicht vergeht, weil ja ihre Kinder vor allem in erster Linie von all dem Leid betroffen werden.

Der Mann ist geistig viel zu labil, um zu diesen Grunderkenntnissen sofort den Weg zu finden. Allein in einer guten Zeit und mit guter Erziehung wird der Mann genau so wissen, was seine Aufgabe ist. Wir Nationalsozialisten haben uns daher viele Jahre hindurch gewehrt gegen eine Einsetzung der Frau im politischen Leben, die in unseren Augen unwürdig war. Mir sagte einmal eine Frau: Sie müssen dafür sorgen, daß Frauen ins Parlament kommen, denn nur sie allein können es veredeln. Ich glaube nicht, antwortete ich ihr, daß der Mensch das veredeln soll, was an sich schlecht ist, und die Frau, die in dieses parlamentarische Getriebe gerät, wird nicht das Parlament veredeln, sondern dieses Getriebe wird die Frau schänden. Ich möchte nicht etwas der Frau überlassen, was ich den Männern wegzunehmen gedenke. Die Gegner meinten, dann würden wir niemals Frauen für die Bewegung bekommen. Aber wir bekamen mehr als alle anderen Parteien zusammen, und ich weiß, wir hätten auch die letzte deutsche Frau gewonnen, wenn sie nur einmal Gelegenheit gehabt hätte, das Parlament und das entwürdigende Wirken der Frauen darin zu studieren.

Wir haben deshalb die Frau eingebaut in den Kampf der völkischen Gemeinschaft, so wie die Natur und die Vorsehung es bestimmt hat.

So ist unsere Frauenbewegung für uns nicht etwas, das als Programm den Kampf gegen den Mann auf seine Fahne schreibt, sondern etwas, das auf sein Programm den gemeinsamen Kampf mit dem Mann setzt. Denn gerade dadurch haben wir die neue nationalsozialistische Volksgemeinschaft gefestigt, daß wir in Millionen von Frauen treueste

fanatische Mitkämpferinnen erhielten, Kämpferinnen für das gemeinsame Leben im Dienste der gemeinsamen Lebenserhaltung, Kämpferinnen, die dabei den Blick nicht auf Rechte richten, die ein jüdischer Intellektualismus vorspiegelt, sondern auf Pflichten, die die Natur uns gemeinsam aufbürdet.

Wenn früher die liberale intellektualistische Frauenbewegung in ihren Programmen viele, viele Punkte enthielt, die ihren Ausgang vom sogenannten Geiste nahmen, dann enthält das Programm unserer nationalsozialistischen Frauenbewegung eigentlich nur einen einzigen Punkt, und dieser Punkt heißt das Kind, dieses kleine Wesen, das werden muß und gedeihen soll, für das der ganze Lebenskampf ja überhaupt allein einen Sinn hat. Denn: Für was würden wir kämpfen und ringen, wenn nicht nach uns etwas käme, das das, was wir heute erwerben, zu seinem Nutz und Frommen anwenden und wieder weiter vererben kann? Wofür ist der ganze menschliche Kampf denn sonst? Wofür die Sorge und das Leid? Nur für eine Idee allein? Nur für eine Theorie? Nein! Dafür würde es sich nicht lohnen, durch dieses irdische Jammertal zu wandern. Das einzige, was uns das alles überwinden läßt, ist der Blick von der Gegenwart in die Zukunft, vom eigenen Menschen auf das, was hinter uns nachwächst.

Ich sprach vor wenigen Minuten noch in der Jugendkundgebung. Es ist herrlich, über diese goldene Jugend zu blicken, von der man weiß: Sie ist einst Deutschland, wenn wir nicht mehr sein werden! Sie wird all das erhalten, was wir schaffen und aufbauen. Für sie arbeiten wir. Das ist der Sinn dieses ganzen Ringens überhaupt!

Und indem wir diese einfachste und lapidarste Zielsetzung der Natur erkennen, richtet sich für uns die Arbeit der beiden Geschlechter von selbst logisch und richtig ein, nicht mehr im Streit, sondern im gemeinsamen Kampf um das wirkliche Leben.

Sie, meine Parteigenossinnen, stehen nun als Führerinnen, Organisatorinnen und Kämpferinnen in diesem Ringen. Sie haben eine herrliche Aufgabe mit übernommen. Das, was wir im großen in unserem Volk gestalten wollen, das müssen Sie im Innern gut fundieren und fest unterbauen! Dem müssen Sie im Innern seelischen und gefühlsmäßigen Halt und Stabilität geben! Sie müssen in diesem Ringen, das wir heute um unseres Volkes Freiheit, Gleichberechtigung und Ehre und Frieden führen, die Ergänzung des Mannes sein, so daß wir mit dem Blick in die Zukunft als wirkliche Kämpfer vor unserem Volk und für unser Volk bestehen können! Dann wird niemals zwischen den beiden Geschlechtern Streit und Hader entbrennen können, sondern sie werden

dann Hand in Hand gemeinsam kämpfend durch dieses Leben wandeln, so, wie die Vorsehung es gewollt hat, die sie zu diesem Zwecke beide erschuf.

Und dann wird auch der Segen einer solchen gemeinsamen Arbeit nicht ausbleiben. Dann wird nicht um Theorien ein irrer Kampf entbrennen, werden nicht wegen falscher Vorstellungen sich Mann und Weib entzweien, sondern dann wird auf ihrem gemeinsamen Lebenskampf der Segen des Allmächtigen ruhen!

+

Die deutsche Frau an Adolf Hitler.

Wenn unsre Kinder deinen Namen nennen,
Dann klingt es wie ein frohes Lerchenlied.
Ein Jubel ist's. Ein dankbares Bekennen,
Das durch die jungen, reinen Seelen zieht.

Du hast ihr Herz in deine Hand genommen
Und formst es nun mit echter Meisterschaft.
Du bist in jedes deutsche Haus gekommen,
Ein Freund, ein Helfer, eine stille Kraft.

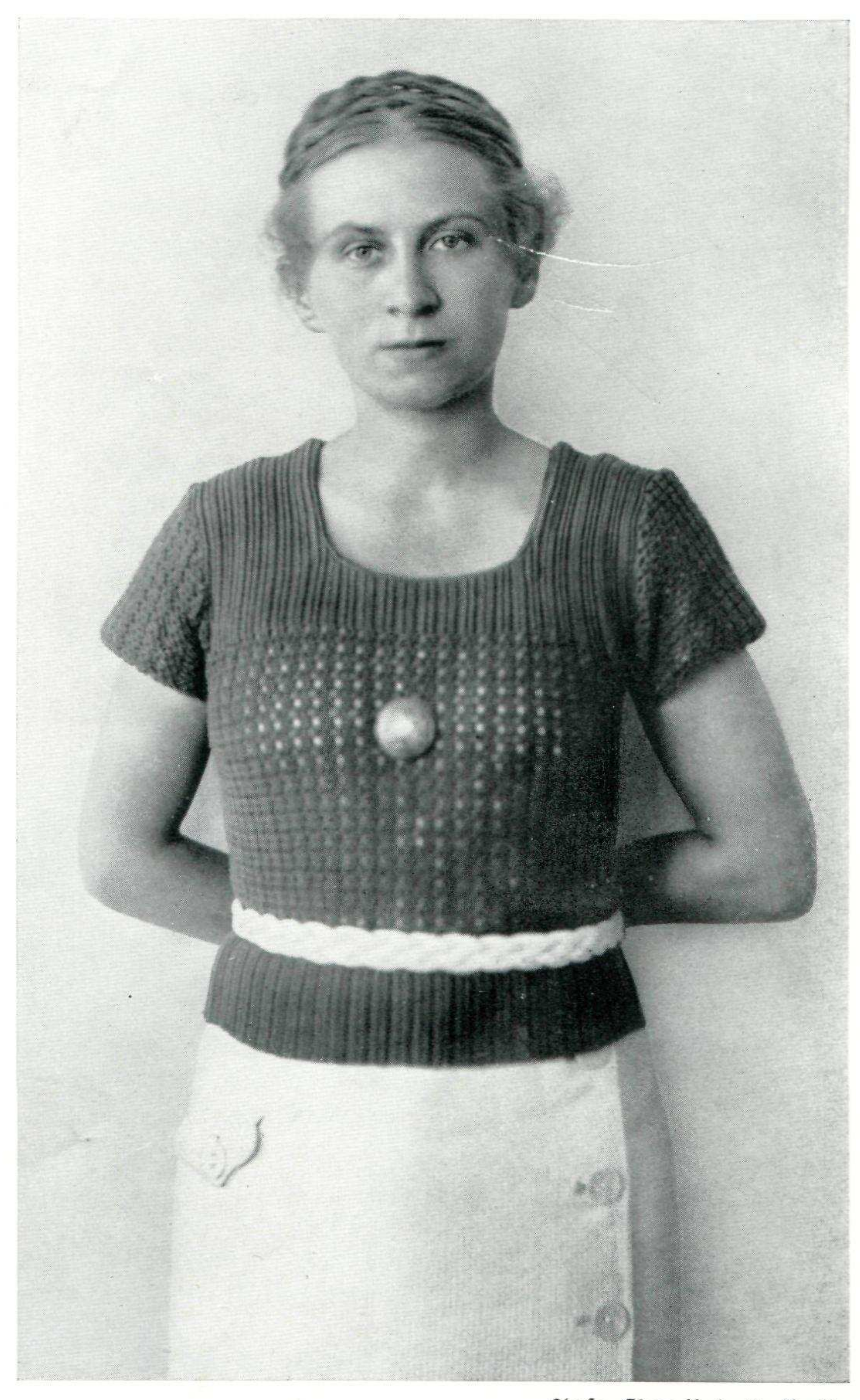
Die halb erloschnen Flammen unsrer Herde,
Sie brennen neu durch deines Glaubens Glut.
Und neues Korn wächst aus der deutschen Erde,
Die unterm Schatten deiner Treue ruht.

War wir geträumt, du hast es uns gestaltet.
Was wir gehofft, in dir wurd' es zur Tat.
Du hast das deutsche Erbe uns verwaltet
Dieweil wir schliefen. Dein ist Pflug und Saat.

Wir taumelten in blindem Unverständnis.
Du rangst für uns mit einer Höllenmacht.
Du trugst für uns die Qualen der Erkenntnis,
Und gingst für uns alleine durch die Nacht.

Doch wie du treu bisher für uns gestritten,
Sind wir jetzt dein mit jedem Atemzug.
Du hast so lang für uns allein gelitten,
Du stärkstes Herz, das je die Erde trug.

Anne Marie Koeppen.



Aufn. Clara Behncke, Berlin

Frau Gertrud Scholz-Klink

Weg und Aufgabe der nationalsozialistischen Frauenbewegung.

Von Frau Gertrud Scholtz-Klink, Führerin der deutschen Frauen.

> Die deutsche Frau, wie wir sie uns denken, muß, wenn es die Lage des Volkes erfordert, verzichten können auf Luxus und Genuß, sie muß geistig und körperlich gesund sein, sie muß geistig und körperlich arbeiten können und sie muß aus dem harten Leben, das wir heute zu leben gezwungen sind, ein schönes Leben machen können. Sie muß zum letzten innerlich um die Nöte und Gefahren, die unserm Volke drohen, wissen. — Sie muß so sein, daß sie alles, was von ihr gefordert wird, gern tut. Sie muß, ich fasse es in einem Wort zusammen, politisch denken können, nicht politisch im Sinne eines Kampfes mit anderen Nationen, sondern politisch so, daß sie mitfühlt, mitdenkt, mitopfert mit dem ganzen Volk in einer selbstsicheren, stolzen Haltung.

Als wir Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 dank der Treue unseres Führers zu unserm Volk auf den Plan gerufen wurden, um einen neuen Staat zu formen, da hatte bei aller Freude und allem Jubel wohl jeder ernste Nationalsozialist eine Stunde mit sich allein, in der er stille ward vor der überwältigenden Verantwortung und der Riesenaufgabe, die vor uns stand. Wir als ein verhältnismäßig kleiner Haufen bis dahin verlachter Fanatiker, standen vor dem Augenblick, um den wir Jahre in zäher Verbissenheit gerungen hatten: nämlich erstens den Beweis zu liefern für die Richtigkeit unserer Idee und zweitens den Beweis für uns selbst als den Gestaltern einer solchen Idee! Und wohl allen, die Verantwortung kennen, gingen in rascher Reihenfolge all die Bilder aus den Kampfjahren vor Augen vorüber, und wir zählten im Geist wer fehlte —: da ein Grab, dort eine einsame Mutter, hier einer, der einen Denkzettel für alle Zeiten hatte — und in dieser Stunde, da in den Straßen Deutschlands lauter Jubel brauste, wußten wir: unser Weg

muß dieselbe Grundausrichtung behalten, und als Maßstab dieser Grundausrichtung müssen und werden wir immer die fragenden Augen unserer Gefallenen, die gläubigen Augen unserer Gefolgschaft — und auch die lauernden, haßerfüllten Augen unserer Gegner stehen. Solange wir vor diesen Augen bestehen können, ist unser Weg derselbe geblieben. Müssen wir dort die Augen senken, haben wir den Weg verlassen.

So fanden wir uns damals zusammen, die wir den Kampf miteinander getragen hatten, um miteinander aufzubauen. Jeder auf seinem Platze, jeder auf sich selbst gestellt, als Richtschnur für alles Handeln einzig und allein unser nationalsozialistisches Gewissen. Es gab uns niemand ein Buch in die Hand, in dem zu lesen stand: wie benimmt man sich als Nationalsozialist an der Macht — sondern es standen vor uns Menschen, die mehr oder weniger bereit der Formung harrten —, und da wurde uns klar, daß wir zuerst selbst geformt sein mußten: rechtwinkelig an Leib und Seele! Diese Erkenntnis war wohl die tiefste Verpflichtung für uns alle, und mit ihr ist dann an jeder Stelle einer an seinen Arbeitsplatz gegangen.

Eine der schwersten Aufgaben war wohl die Einbeziehung der Frauen in die Aufbauarbeit dieses Staates, galt es doch einmal: der Frau all die unzähligen Opfer, die sie während des Ringens um die deutsche Zukunft gebracht hatte, anzuerkennen — und auf der anderen Seite aber nicht in den Fehler der alten Frauenbewegung zu fallen: die Frau als etwas Besonderes im Volk herauszustellen.

Es stand also die Forderung vor uns, die Frau im Staat als die Bürgerin für den Erhalt dieses Staates zu einem lebendigen Organismus werden zu lassen — über eine Organisationsform, die dem Wesen der Frau angepaßt und gleichzeitig den Forderungen der nationalsozialistischen Weltanschauung gerecht wird.

Diese Form ist heute nach außen hin geschaffen. Wir haben heute in Deutschland etwas, wovor das Ausland und viele Männer im Inland staunend stehen: alle deutschen Frauen unter einer Führung!

Dabei muß ich nun manchen Menschen, die noch keine Nationalsozialisten sind, sagen: Wir wissen, daß dieser äußere Rahmen, der hier unter harter Arbeit geschaffen worden ist, noch nicht überall den Inhalt gefunden hat, den er eines Tages in sich tragen muß; daß die Hauptarbeit noch vor uns steht: nationalsozialistische Weltanschauung in diesen Rahmen zu gießen, zuverlässige Führer zu formen, mit unendlicher Geduld und Liebe über treue Arbeit im kleinen den nationalsozialistischen Menschen zu formen — das alles wissen wir — aber wir wissen auch das andere: daß die, die heute noch arrogant lächelnd auf

uns sehen, es in fünfzehn Jahren satter Ruhe nicht fertig gebracht haben, die deutschen Frauen auch nur äußerlich zu dem Gedanken der Volksgemeinschaft zu bringen! Fünfzehn Jahre haben sie Frauen erfaßt in Verbänden, deren Daseinsberechtigung sehr oft nur mit der krassesten Verneinung der Volksgemeinschaft bewiesen werden konnte. Fünfzehn Jahre haben sie von Sozialismus geredet und von der Gleichheit der Menschen, und durch ihre Taten das Gegenteil ihrer Reden bewiesen! Und wenn nun heute von diesen Menschen her mit überheblichem Lächeln auf uns junge Nationalsozialistinnen geschaut wird, die wir in der N.S.-Frauenschaft, in der Arbeitsfront und im Arbeitsdienst stehen, und man glaubt sagen zu dürfen: schaut euch einmal diese Menschen an, die heute die deutsche Frauenarbeit ausrichten wollen, und man uns junge Dinger nennt, so sage ich hier eins: Jung sind wir, und wir danken unserem Herrgott jeden Tag dafür, daß wir jung sind —. Denn weil wir jung sind, sind wir lebendig und haben Hunger nach Taten und sind nicht billig satt zu kriegen — weil wir wissen aus der Kampfzeit, daß alles, was nicht durch die Tat bewiesen wird, Menschen auf die Dauer nicht überzeugen kann. Deshalb freuen wir uns unserer Tatkraft, weil wir gar nichts anderes sein wollen als einfache, gerade Menschen. Wir machen wohl wie alle Menschen auch Fehler, doch haben wir hier den Trost, daß auch Alter nicht immer vor Torheit schützen soll.

Wir sehen als Frauen im Volk unsere Aufgabe heute darin, die nationalsozialistische Weltanschauung in solcher Weise an die Frau heranzutragen, wie sie ihr verständlich und klar wird. Zu diesem Zweck ist das Deutsche Frauenwerk geschaffen, in dem alle arbeitenden deutschen Frauen, ganz gleich, an welcher Stelle sie nun arbeiten, zusammengefaßt sind.

Bis jetzt ist diese Form noch so, daß jeder sein eigenes Kleid trägt und vielleicht auch manchmal nur seinen eigenen Kreis sieht. Eines möchte ich an dieser Stelle aber einmal aussprechen: ich danke all den Verbandsführerinnen und ihrer Gefolgschaft, die der N.S.-Frauenschaft die Türen ihres Herzens ehrlich und voll guten Willens aufgemacht haben; alle diese ehrlich Wollenden werden sich mit mir klar sein darüber, daß wir am Anfang unserer Organisationsform stehen, und daß wir gemeinsam noch viele Wege engeren Zusammenschlusses finden müssen, denn wir wissen ganz klar, daß wir als Gestalter neuer Begriffe niemals gestern und heute sehen, sondern daß das „Morgen" unsres Volkes uns Ziel sein muß. Deshalb werden wir die Wege des Zusammenfindens so gehen, daß sie aus überzeugter Erkenntnis heraus gegangen werden, nicht aus kurzsichtigem Zwang! Das eine werden wir wohl freilich nie

schaffen, bei allem gutem Willen: es allen recht zu machen! Vor allem all denen, die so gern aus der Not ihrer geistigen und seelischen Magerkeit auf Tradition pochen und von Demut gegenüber allem Geschehen reden. Liebe Menschen, Tradition ist etwas Großes, aber sie ist nicht Stillstand, sondern Aufgabe! Wir wissen, daß große Dinge nur von der Ausschließlichkeit und einer letzten Treue bestimmter Menschen getan werden können, daß es Sache dieser einzelnen sein muß, durch Selbsterziehung und Vorleben ihre Gefolgschaft zum freiwilligen Mitgehen zu bringen. Deshalb ist Nationalsozialismus letzten Endes eine Frage der Menschenführung, und unsere Aufgabe ist es, diese Führerpersönlichkeiten heranzubilden.

Ich habe Ihnen vorhin gesagt, daß wir uns klar sind darüber, daß uns alle schönen Reden nichts nützen, wenn es uns nicht gelingt, an Taten unserem Volk, in unserm Fall unsern Frauen klarzumachen, was Nationalsozialismus heißt. Deshalb sind wir darangegangen, nationalsozialistische Forderungen in praktischer Arbeit auszuwerten und haben aus dieser Erkenntnis heraus unsere Abteilungen in der N.S.-Frauenschaft errichtet.

Als erstes steht hier für alle deutschen Frauen die Abteilung Mütterschulung und Mütterdienst. Mutter sein eint die Frauen aller Schichten und aller Stände. Wohl wissen wir, daß es auf Grund der äußeren Verhältnisse der einen oder der anderen Frau möglich ist, ihrem Kind eine diesen Verhältnissen angepaßte äußere Bildungsform zu geben. Aber bestimmte Voraussetzungen, die den Erhalt des nationalsozialistischen Staates garantieren, muß heute jedes Mädchen vor der Ehe kennen und diese Kenntnis der Dinge muß so lebendig in ihr werden, daß sie eines Tages als eine selbstverständliche Voraussetzung zum Eingehen einer Ehe ansieht, sie zu beherrschen, nach ihnen zu handeln. Ich nenne hier all die Fragen der Rassengesetze, der Erbgesundheit sowie die sich aus ihnen ergebenden staatpolitischen Notwendigkeiten für die Frau. All diese Fragen bleiben so lange leere Theorie, als es uns nicht gelingt, sie der Frau von ihrem Standpunkt aus klarzumachen und zum Erkennen zu bringen. Deshalb müssen wir bei ihrer Behandlung immer zuerst fragen: wo steht die Frau, die wir erfassen wollen, woher kommt sie und wohin geht sie, und dann werden wir sehr bald merken, wo wir mit unsrer Aufklärungsarbeit anzusetzen haben. Nehmen wir sie nun noch bei ihrer tiefsten Kraft — bei ihrem Muttertum —, an dem wir ihr am deutlichsten klar machen können, wie stark sie als Glied in der Kette ihres Volkes steht, dann merkt sie eines Tages von selbst: ich bin ja selber Geschichte! Und es überfällt sie die tiefe Erkenntnis: was heißt denn

Volk? — Volk bin ich! — und dann versteht sie unsere nationalsozialistische Forderung: daß das kleine eigene Ich sich diesem großen Du — Volk — unterordnen muß! Das ist der Kernpunkt unserer Mütterschulungskurse, der unsere jungen heiratsfähigen Mädchen und jungen Mütter auf den Weg über praktische Säuglingspflege, haus- und volkswirtschaftliche Aufklärung zur staatspolitischen Erziehung führt. Diese Abteilung wird im Verlauf einer kurzen Zeit ausgebaut werden müssen zur Abteilung Volksgesundheitsdienst, in der wir Hand in Hand mit den entsprechenden Stellen von Partei und Staat arbeiten, und so immer wieder den Zweck unseres Frauenwerks erfüllen: Dienerin im Aufbauwerk der nationalsozialistischen Weltanschauung zu sein. Hierher werden auch in Zukunft gehören unsere Kurse für den Bereitschaftsdienst des Deutschen Roten Kreuzes, den wir ausdehnen wollen, über die N.S. Frauenschaft, auf die gesamten deutschen Frauen und Mädchen. Denn wir stehen hier auf dem Standpunkt, daß in inneren oder äußeren Notzeiten eines Volkes an allen Plätzen Menschen stehen müssen, die bereit und befähigt sind, dort einzuspringen, wo man sie braucht. Aus diesem Gedanken heraus, der Bereitschaft für unser Volk, ist unsere nächste Abteilung gewachsen: Hauswirtschaft und Volkswirtschaft. Diese Abteilung muß unsern Frauen in allen Verbänden, im ganzen Deutschen Reich, die der Lage unseres Volkes angepaßten volkswirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Erkenntnisse vermitteln. Sie muß es aber auch schaffen, daß in der gesamten Planung der hauswirtschaftlichen Erziehung unserer Frauen im Vordergrund als Maßstab immer die Zeiten stehen, in denen unser Volk sich in bescheidenen Verhältnissen befindet. Wir müssen auch hier überall durch unsere Kurse, die für alle Frauen unseres Volkes zugänglich und verpflichtend sind, uns einen Stamm von Menschen schaffen, die jeder Situation sich anpassen können. Wir haben gerade mit dieser Abteilung auf dem 5. Internationalen Kongreß für Hauswirtschaft und hauswirtschaftliche Erziehung im August 1934 dem gesamten Auslande bewiesen, daß wir trotz der Kürze der Zeit, die uns für diese Aufgaben gegeben war, bereits heute wieder in Deutschland an der Spitze stehen, weil wir es verstanden haben, unsere deutschen Menschen zu einem Erleben von Volksgemeinschaft zu bringen, wie sie kein anderes Land der Erde kennt. Wenn wir an die Erlebnisse dieser Tage zurückdenken, dann erfüllt es uns mit stolzer Freude, daß die gesamten ausländischen Vertreter mit Achtung und Ehrerbietung vor dieser Arbeit gestanden haben. Sie haben verstanden, was wir ihnen gesagt haben, daß wir jungen Nationalsozialistinnen in unserm ganzen Sein unserm Vaterland gehören. Wenn ich

hier von jungen Nationalsozialistinnen rede, so meine ich damit nicht nur die altersmäßig jungen Menschen, die heute überall bei mir stehen, sondern ich erfasse damit alle diejenigen, deren Denken und Fühlen und deren Glaube vor allen Dingen jung und stark geblieben ist, dann mögen sie an Jahren älter sein als wir es sind, sie werden uns lieb sein um ihres Glaubens willen an Deutschland. Wir haben in jenen Tagen allen Ausländern versucht klarzumachen, daß große Dinge in einer Nation nur geschehen können, wenn diese Nation über Menschen verfügt, die ihr eigenes Ich dem Wohle der Nation unterordnen. Und das ist das, was wir heute in Deutschland tun. Wir lieben Deutschland so, wie die anderen Italien, England oder Frankreich lieben! — Was uns aber von allen unterscheidet, ist die Tatsache, daß wir 14 Jahre lang getreten worden sind, daß wir uns 14 Jahre verloren hatten, und daß wir nun die stolze Freude erleben, uns selbst wiederzufinden. Wir wissen, warum wir arbeiten, und wir wissen, daß die Fahne, die unser Führer uns gegeben hat, für uns das lebendige, neue saubere Deutschland bedeutet. Und wenn noch nicht alle Menschen den tiefen Sinn dieser Verpflichtung erfaßt haben, so heißt das nicht etwa, daß an dieser Fahne etwas nicht richtig wäre, sondern es heißt, daß wir, die wir aus dem Kampf um diese Fahne gewachsen sind, diese Fahne um so heiliger halten, damit alle andern möglichst bald und möglichst genau so gut diesen tiefen Sinn unserer Fahne verstehen werden. Wir haben all diesen Menschen, die zu uns gekommen waren, Deutschland so ehrlich gezeigt, wie es ist, wie wir um es ringen und wie dieses Ringen um unser Volk und unsere Nation uns stark und groß und gläubig werden läßt.

Denn was wir in Deutschland heute tun, das tun wir für die Ewigkeit unseres Volkes, und deshalb tun wir große Dinge auf weite Sicht. Wir wissen zutiefst das eine: daß wir dafür da sind, daß unsere Fahne heilig und rein bleibt.

Und auf dieser Basis können wir auch den Weg zu anderen Völkern finden, denn in jedem Volk können große Dinge nur dann entstehen, wenn sich solche gläubigen, reinen und starken Menschen um die Fahne ihres Volkes scharen. Wer diese Hochachtung vor der Fahne unserer Nation uns entgegenbringt, dem sind wir bereit, unsere Hand zu einer guten Zusammenarbeit der Völker zu geben. All das, was ich Ihnen hier kurz umrissen habe am Beispiel dieses Kongresses wird dauernd von uns erarbeitet in unserer Auslandsabteilung der N.S.-Frauenschaft, in der alle die Menschen mitarbeiten können, die sich bisher schon mit Auslandsarbeit in irgendeiner Form befaßt haben.

Wir denken nicht daran, Menschen, die ihre Arbeit lieben und um sie ringen, wegzunehmen, aber diese Arbeit darf nicht Selbstzweck werden, sondern muß aus der Gesinnung getan werden, daß sie ein kleiner Teil aus einem großen Werk ist.

Nun müssen wir noch einen Überblick geben über den größten Block in unserer Frauenarbeit: Die Frau in der Arbeitsfront, also die Frau, die sich schaffend ihr eigenes Brot verdient. Man sagt so oft, die Frau gehört nicht in den Beruf, vor allen Dingen nicht an die Maschine; die Fabrik verdirbt die Frau und läßt sie nicht Frau sein. Dieser Gedanke ist falsch. Wir müssen auch hier nur den richtigen Standpunkt zu den Dingen einnehmen.

Die Frau im Beruf wird auch an der Maschine so lange Frau bleiben können, solange die ihr innewohnende Kraft die Arbeitsleistung bestimmt, d. h. solange Kraft und Arbeit in richtiger Harmonie zueinander stehen. Niemals aber darf auf die Dauer etwa vorhandene Arbeit zur Aufpeitschung von Kräften führen, die dem Organismus und der Seele der Frau nicht entsprechen. Dieser Maßstab: die Ausrichtung der Arbeit nach den Kräften, zeigt uns klar die Wege unserer Mädchenerziehung und Frauenarbeitsmöglichkeiten.

Er wird uns helfen, viele Übersteigerungen, die der Krieg und eine falschgerichtete Beeinflussung unseres Volks hervorgebracht haben, abzustellen und dafür manche Berufe, die im Verlauf dieser falschen Beeinflussung mißachtet worden sind, durch bessere Ausbildungsmöglichkeiten wieder zu heben. Ich denke hier in Zusammenhang mit unserer hauswirtschaftlichen Abteilung an eine ganz andere Einstellung zum Beispiel gegenüber dem Beruf der Hausangestellten, der Hauswirtschafterin und all der vielen Frauen, die in öffentlichen Betrieben, besonders gerade im Gastwirtsgewerbe, Tag für Tag still und wortlos ihre Pflicht erfüllen. Damit wir diese Umstellung im Denken der berufstätigen Frau gegenüber, ganz besonders diesen schlichten Arbeiterinnen gegenüber, schaffen können, sind wir heute auf dem Weg, durch den Einbau unserer sozialen Betriebsarbeiterinnen und Vertrauensfrauen Garanten der nationalsozialistischen Weltanschauung allen arbeitenden Frauen und Mädchen zur Seite zu stellen. Diese unsere Vertrauensfrauen werden auch die Brücke schlagen müssen von der Arbeiterin zu allen anderen Frauen des Volkes, und deshalb rufe ich hier der deutschen Arbeiterin und der berufstätigen Frau zu: macht von euch aus den Weg frei zu allen anderen Frauen und fragt nie zuerst, was bringt der Nationalsozialismus uns, sondern fragt zuerst immer und immer wieder: was sind wir bereit, dem Nationalsozialismus zu bringen; was kann er mit uns anfangen, denn

jede einzelne muß an ihrem Arbeitsplatz Träger unserer Idee werden, weil sie ein Teil Deutschlands ist und weil Deutschland das Höchste und das Beste ist, was es für uns gibt, und weil wir immer vom Leben das erhalten werden, was wir selbst zu geben bereit sind.

Wir alle zusammen, die wir heute als Frauen in unserm Volke stehen dürfen, haben den festen Willen, Hand in Hand als treue Kameraden unserer Männer das Unsere zu tun im Werk unseres Führers. Niemals war es der Zweck unserer Organisation, sie um ihrer selbst willen zu schaffen, sondern immer wird ihr Zweck der sein, sie zu einem nutzbaren Instrument, zu einem lebendigen Organismus für unser Volk auszubauen, dann haben wir den tiefen Glauben an die deutschen Männer, daß einmal die Stunde kommen wird, in der der Ausgleich zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit wieder so sein wird, daß beide zusammen ein organisches Ganze bilden. Dann nämlich, wenn Deutschland bis in seine tiefsten Fasern nationalsozialistisch geworden ist. Wir können diese Riesenleistung nur vollbringen, wenn in den nächsten Jahren Menschen sich bereit finden, in Kameradschaft und Treue Deutschland zu dienen.

Kameradschaft ist ein heiliges Wort, und man soll es nicht als ein Schlagwort mißbrauchen, Kameradschaft bedeutet nicht, daß nun zwei am selben Arbeitsplatz stehen, sondern Kameradschaft bedeutet, daß zwei, die am selben Arbeitsplatz stehen, wissen, warum sie dort stehen, und daß die gemeinsame Arbeit, die sie dort tun, ihre Weihe erhält dadurch, daß sie einem Dritten dient, das größer ist als die, die die Arbeit tun — nämlich unserm Volk! Von dieser Warte aus muß alle unsere Arbeit getan werden.

Weil wir nun wissen, daß diese neue Form der Ausrichtung der Arbeit auf der Grundlage dieser großen Kameradschaft nicht mehr von allen Menschen verstanden werden kann, muß gleichlaufend mit der Einbeziehung aller Kräfte der Gegenwart in unserer Aufbauarbeit ein systematisches Umdenken der heranwachsenden Jugend ermöglicht werden. Diese Möglichkeit ist heute geschaffen im Deutschen Frauenarbeitsdienst.

Es mußte für die Erziehung des Menschen eine Form gefunden werden, die die Jugend tatsächlich zum Gemeinschaftserlebnis führt. Deshalb sind es auch nicht wirtschaftliche oder militärische Gründe, die uns den Arbeitsdienst notwendig machen, sondern es ist die Notwendigkeit der Formung des jungen Menschen zum bewußten deutschen Menschen der Gegenwart. — Für uns Formung der deutschen Frau zur bewußten deutschen Frau der Gegenwart, und wir stellen ganz bestimmte Ansprüche an diese Frauen.

Die deutsche Frau, wie wir sie uns denken, muß, wenn es die Lage

des Volkes erfordert, verzichten können auf Luxus und Genuß, sie muß geistig und körperlich gesund sein, sie muß geistig und körperlich arbeiten können und sie muß aus dem harten Leben, das wir heute zu leben gezwungen sind, ein schönes Leben machen können. Sie muß zum letzten innerlich um die Nöte und Gefahren, die unserm Volke drohen, wissen. — Sie muß so sein, daß sie alles, was von ihr gefordert wird, gern tut. Sie muß, ich fasse es in einem Wort zusammen, politisch denken können, nicht politisch im Sinne eines Kampfes mit anderen Nationen, sondern politisch so, daß sie mitfühlt, mitdenkt, mitopfert mit dem ganzen Volk in einer selbstsicheren, stolzen Haltung.

Wir alle müssen, ganz gleich wo wir nun stehen, ob im Arbeitsdienst, in der N.S.-Frauenschaft, in der Arbeitsfront oder im Frauenwerk, Menschen formen, die bereit sind für Deutschland. Man möge uns nicht kommen mit der bequemen Ausrede, der liebe Gott wird schon alles machen! Es gibt noch allzuviele, die ihre eigene Feigheit hinter diesem Gerede verschanzen wollen! Sie alle mögen einmal hinausgehen in unsere Wälder, in unsere Natur und alles Äußere abstreifen, um zu erahnen, wie groß Gott ist — vielleicht fühlen sie dann, wie vermessen es ist, in ihrem kleinen Denken dauernd vom „lieben Gott" zu reden. Wir lieben unsere Heimat und wir wissen, daß wir als Generation ein Weg sein müssen in die Ewigkeit unseres Volkes, aufrecht und stolz wollen wir unseren Weg gehen, klar wissend, daß sich die Größe und Kraft eines Volkes aus der Größe und Kraft der Menschen dieses Volks zusammensetzt.

Dieses Bewußtsein unseres Verflochtenseins in das große Ganze ist uns Befehl und tiefste Verpflichtung. Mögen wir deutschen Frauen ihr immer so gehorchen können, daß wir vor der Geschichte bestehen können in dem Bewußtsein:

Hier stehen wir, wir können und wollen nicht anders, Gott helfe uns allen.

Der Deutsche Frauenarbeitsdienst.

Von Maria Burgstaller.

Den Arbeitsdienstgedanken hat die Not der Jahre nach dem Kriege und der Wille zur Selbsthilfe gegen diese Not in der deutschen Jugend geboren. Der starke Wille zu einer Selbsthilfe, der Wille zum Nichtuntergehen hat uns die Mittel zur Durchführung eines Arbeitsdienstes in den verschiedensten Formen finden lassen, Jahre bevor die marxistische Regierung Deutschlands die Notwendigkeit dieses Tuns einsah. In kleinen Gruppen haben sich Jungens und Mädels in Hilfslagern zusammengefunden, um für die Bauern und Gutsbesitzer des Ostens ein Ersatz für die polnischen Wanderarbeiter zu sein. Ohne genannt werden zu wollen, hat hier beste deutsche Jugend freiwilligen Dienst für das Volk getan. Erst als die Arbeitslosenzahl mehrere Millionen betrug, ist man von der Regierung aus an den Ausbau des freiwilligen Arbeitsdienstes herangetreten.

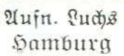
Die ersten Erlasse über den freiwilligen Arbeitsdienst erschienen im Sommer 1931. Es hieß darin, daß Arbeitslose zu zusätzlichen Arbeiten zusammengefaßt werden können und dafür vom Staate gefördert werden.

Für Mädchen versuchte man von den Arbeitsämtern aus Erwerbslosen-Kurse als freiwilligen Arbeitsdienst auszubauen. Nur in wenigen Fällen verlegte man diese Erwerbslosen-Kurse auch auf das Land, mit dem Ziele, die Mädchen zugleich mit der Landarbeit vertraut zu machen.

Im November 1932 erschien wieder eine Verordnung für den Arbeitsdienst, die sich auf Grund der Erfahrungen, die man im Jahre vorher mit den Erwerbslosen-Kursen für Mädchen gemacht hatte, mit der weiteren Ausgestaltung des freiwilligen Arbeitsdienstes für Mädchen befaßte. Die Verordnung behandelte zunächst die Art der Arbeit. Es wird in dem Erlaß davon gesprochen, daß die Arbeit gemeinnützig, zusätzlich und volkswirtschaftlich wertvoll sein muß. Zu solchen Arbeiten rechnete man Bearbeitung von Gartenland, Forstarbeiten, Hilfsarbeiten in der Landwirtschaft, Winterhilfsarbeiten sowie auch die Bekochung und Bewaschung von männlichen Arbeitslagern. Bei den bisherigen Arbeitsdiensten, den Erwerbslosen-Kursen, hatte man sog. offene Maßnahmen durchgeführt; die Mädchen kamen morgens und gingen, nachdem sie 6—8 Stunden gearbeitet hatten, wieder nach Hause. Nur in wenigen Fällen waren die Mädels geschlossen untergebracht. Dabei



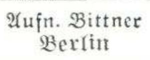
Die Pfleglinge



Aufn. Luchs Hamburg



Die Fahne hoch

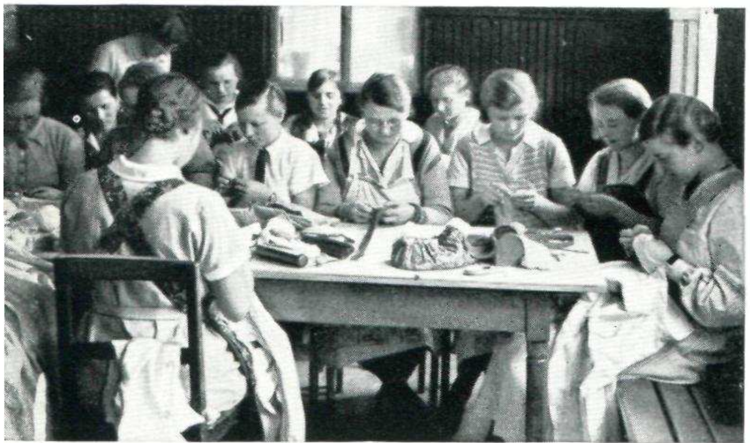


Aufn. Bittner Berlin



Der Nachwuchs

Aufn. H. Umlauf



Die künftigen Hausfrauen

Aufn. Weber & Co.



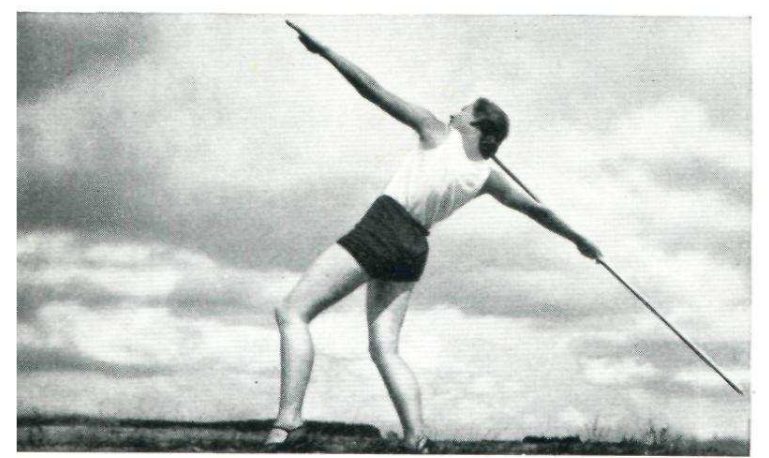
Am Webstuhl



Vorsorge für den Winter



Auf dem Weg zur Feldarbeit



Aufn. H. Umlauf Nürnberg



Nach getaner Arbeit kommen Spiel und Sport zum Recht

Aufn. Weber & Co. Stuttgart

wurde festgestellt, daß die geschlossene Unterbringung auf die Erziehung der Mädchen einen bedeutend besseren Einfluß ausübte, waren es doch zum Teil sehr erziehungsbedürftige Mädels, die hier unter einen ganz festen Einfluß kommen mußten, wenn ihnen die Zeit im Arbeitsdienst etwas für ihr Leben mitgeben sollte. In dem Erlaß vom November 1932 wird daher auch davon gesprochen, daß die Arbeitsdienste möglichst in einem geschlossenen Lager durchgeführt werden sollen. Im Januar 1933 erscheint ein neuer Erlaß, der sich mit der Durchführung des Werkhalbjahres für Abiturienten befaßt. Durch die Einrichtung dieses Werkhalbjahres wollte die Reichsregierung allen zur Entlassung kommenden Abiturienten Gelegenheit geben, vor Übertritt in die Hochschule, oder vor Eintritt in einen Beruf, für die Dauer eines ½ Jahres am Arbeitsdienst teilzunehmen. Mit diesem Erlaß wurde die Belegschaft der verschiedenen Arbeitsdienstlager mit einem Schlag eine andere. Bis zum Beginn des Jahres 1933 waren in den verschiedenen Lagern fast nur arbeitslose Mädchen erfaßt, die zum größten Teil auf Anraten der Arbeitsämter in die Lager kamen. Mit der Durchführung des Werkhalbjahres vertrat man den Gedanken, daß durch die Teilnahme am Arbeitsdienst auch das junge Mädchen „besserer" Stände eine bestimmte Zeit Dienst tun müsse. Es war damit dem Dienstgedanken, der entgegen der Auffassung der marxistischen Regierung, den Arbeitsdienst nur als eine Erwerbslosenfürsorge zu betrachten, sich in allen Teilen Deutschlands bei den Mitgliedern der nationalsozialistischen Bewegung durchgesetzt hatte, zum Siege verholfen.

Arbeitsdienst ist Ehrendienst — daran haben alle teilzunehmen! Auf Grund des Erlasses vom November 1932 entwickelte sich in 1—2 Agrar-Provinzen Deutschlands ein starker Ausbau der Arbeitsdienstlager auf dem Lande. In Pommern fing man mit Hilfe der Landesbauernschaften an, Lager in den ärmsten Neusiedlungen einzurichten, in denen die dienstwilligen Mädchen den Siedlerfrauen bei der Arbeit helfen sollten. Dabei machte man die Erfahrung, daß die Arbeit in der Siedlung auch auf die Mädchen von entscheidendem erzieherischem Einfluß war. Es war damit nicht nur der Siedlerfrau in ihrer schweren Arbeit geholfen, sondern die Mädchen bekamen Lust und Liebe zur Landarbeit. Auf diese Erfahrungen ist der Erlaß vom 14. Juni 1933 zurückzuführen, der verordnet, daß die weiblichen Arbeitslager, die nicht in unmittelbarer Beziehung zur Siedlung, zur Umschulung von der Industrie zum Lande dienen, aufgelöst werden müssen.

Alle Maßnahmen, die einer Hilfe auf dem Lande und zur Umschulung von der Stadt zum Land dienen, sollten weiter gefördert und genehmigt

werden. Damit wurde der Frauenarbeitsdienst ganz stark auf die Arbeit des Landes hingewiesen.

An der Durchführung des freiwilligen Arbeitsdienstes für Mädchen hatten sich bisher fast alle karitativen und vaterländischen Verbände beteiligt. Auch als mit der Machtübernahme im Januar 1933 durch die Nationalsozialistische Partei der gesamte freiwillige männliche Arbeitsdienst unter die Führung des Staatssekretärs Hierl kam, lag die Beschaffung der Arbeit für den freiwilligen Arbeitsdienst für Mädchen immer noch in den Händen der verschiedenen Verbände. Indirekt wurde der freiwillige Arbeitsdienst für Mädchen dem männlichen in der Form angegliedert, daß die Gaustelle des männlichen Arbeitsdienstes für ihre Bezirke Sachbearbeiterinnen ernannte. Diese Sachbearbeiterinnen hatten die Aufgabe, mit den verschiedenen Verbänden, die als Träger der Arbeit fungierten, zusammenzuarbeiten. Die Teilnehmerinnenzahl richtete sich in den einzelnen Gauen nach der Kontingentszahl für den Männerarbeitsdienst. Es waren im Januar 1933 nur etwa 5000 Plätze für Mädchen in ganz Deutschland zur Verfügung gestellt worden.

Da die Verbände als Träger der Arbeit auch einen Einfluß auf die innere Ausgestaltung des Arbeitsdienstes hatten, war an eine Vereinheitlichung in der Form der Erziehung in den Lagern nicht zu denken. Jeder Verband bemühte sich, dem Lager seinen eigenen Stempel aufzudrücken. So kam es, daß in einem Lager eine stärkere christliche Erziehung war, im anderen bemühte man sich, die Mädchen hauswirtschaftlich zu erfassen, und erst im 3. ging man vom nationalsozialistischen Erziehungsgedanken aus. Die Mädchen selbst — über alle Verbände hinweg, betrachteten sich die einzelnen Lager als eine Einheit — sehnten sich nach einer eigenen und selbständigen Führung und nach einer Ausrichtung im Erziehungsziel. Sollte der freiwillige Arbeitsdienst für Mädchen nur dazu dienen, erwerbslose und fürsorgebedürftige Mädchen zu betreuen und umzuschulen, oder sollte der Arbeitsdienst auch von den dienstwilligen Mädchen eine bestimmte Leistung verlangen, um sie damit 26 Wochen einen Dienst fürs Vaterland tun zu lassen? In den nationalsozialistischen Kreisen des Arbeitsdienstes vertrat man stark die letztere Auffassung und verlangte, daß durch richtige Ausgestaltung dieses Dienstes das Mädchen zur nationalsozialistischen Frau erzogen wird. Ohne eine einheitliche Reichsführung war es jedoch nicht möglich, diesen Gedanken, der an einzelnen Stellen sehr aktiv zum Durchbruch kam, in der Gesamtheit als letztes Ziel darzustellen.

Am 1. Januar 1934 endlich beauftragte der Reichsarbeitsführer Staatssekretär Hierl Frau Scholtz-Klink mit der Leitung des Frauen-

arbeitsdienstes. Die Finanzierung übernahm die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Damit war es möglich geworden, eine einheitliche Organisation für den Frauenarbeitsdienst aufzubauen. Die Arbeitsmöglichkeiten bzw. Arbeitsvorhaben wurden nach folgenden Gesichtspunkten festgelegt: Die vom Deutschen Frauenarbeitsdienst zu leistende Arbeit muß den von der Reichsregierung gesteckten Zielen der Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik dienen. Die Teilnahme am Frauenarbeitsdienst bleibt freiwillig. Der Deutsche Frauenarbeitsdienst hat in seiner Erziehung die Umstellung der Frauenberufsarbeit auf die in der Familie und auf dem Lande liegenden Aufgaben unmittelbar zu fördern.

Bevorzugt werden daher bei der Aufnahme Mädchen, die aus der bisherigen Berufsarbeit ausscheiden und erwerbslos werden, oder Mädchen, denen die Aufnahme einer Berufsarbeit versagt ist. Bedingung ist, daß die Mädchen in einem körperlichen Gesundheitszustande sind, der es ihnen ermöglicht, jede Arbeit zu tun.

In den Deutschen Frauenarbeitsdienst werden 10000 Mädels aufgenommen. Die Dienstzeit beträgt 26 Wochen.

Mit diesen Richtlinien fing am 1. Januar 1934 eine ruhige Aufbauarbeit an.

Heute teilt sich die Arbeit des Frauenarbeitsdienstes in 3 Gruppen. Die stärkste Gruppe ist die Siedlungshilfsarbeit.

In den Neusiedlungen von Pommern, Ostpreußen, Brandenburg und Schlesien werden die Dienstwilligen in Gruppen von 20—40 Mädels zur Hilfeleistung bei den Siedlern eingesetzt. Sie tun mit den Siedlerfrauen jede Arbeit. Die Mädchen arbeiten auf dem Felde, im Stall, im Hause und im Garten. Im Sommer werden die Kinder des Dorfes in Erntekindergärten zusammengefaßt und von einer Kindergärtnerin mit Hilfe der Dienstwilligen betreut. Soweit nicht anderweitige Hilfe vorhanden ist, werden auch die Kranken des Dorfes vom Arbeitslager versorgt.

Die Zielrichtung des Lagers geht im stärksten Maße dahin, die Frauen zu entlasten und ihnen beizustehen in der äußeren und inneren Verelendung, die wir gerade heute in den Siedlungen oft finden. Die junge deutsche Frauenkraft stellt sich hier freiwillig in den Dienst der Frau und Mutter unseres Volkes.

Wie notwendig die Hilfe der jungen Frauengeneration ist, beweisen statistische Berichte aus einer der größten Agrar-Provinzen Deutschlands (Pommern). Dort arbeiten die Bauern- und Siedlerfrauen im Jahre durchschnittlich 15 Stunden täglich. Im Sommer kommt die

Arbeit, nach Stunden gemessen, auf 18 Stunden täglich. Daß es für die Frau neben dieser Arbeitsüberlastung unmöglich ist, ihren eigentlichen Aufgaben als Frau und Mutter gerecht zu werden, wird jedem klar sein, der einmal auf einem Bauernhofe gewesen ist. Wie sehr sich diese Tatsachen auf den Gesundheitszustand auswirken, beweisen einige weitere Zahlen derselben Provinz.

Auf 100 Gestorbene kommen in Pommern 19,1% Kinder in dem ersten Lebensjahr.

In den Wochenbetten wirkt sich die Arbeitsüberlastung der Frau ebenfalls katastrophal aus. Auf 100 Wochenbetten kommen bei den Bauernfrauen 2,34% Todesfälle.

Mit dem Stande vom Juli 1934 arbeiten ungefähr 220 Lager mit 6000 Dienstwilligen bei Siedlern und Bauern. Wir wissen, daß unsere Hilfe nur ein Anfang ist, denn nicht Tausende von Frauen haben diese Hilfe notwendig, es sind Hunderttausende, die ihrer bedürfen.

Die 2. Gruppe der Arbeit wird in Zusammenarbeit mit der N.S.-Volkswohlfahrt durchgeführt. Mädels, die in hauswirtschaftlichen Lagern in der Stadtnähe untergebracht sind, werden einzeln oder zu mehreren zu hilfsbedürftigen Familien in die Stadt geschickt. Die Unterstützung gilt auch hier besonders den Müttern und Kindern.

Die 3. Gruppe der Arbeit hilft wieder auf dem Lande. Das Land braucht Arbeitskräfte. Dienstwillige werden in Lagern mit landwirtschaftlichen Betrieben zusammengefaßt und für die Landarbeit umgeschult. Die Erziehung im Lager soll die Mädchen fähig machen, nach einer 26wöchigen Dienstzeit als Landhilfe bei den Bauern zu bleiben. Die Umschulung erstreckt sich daher nicht auf die äußeren Fähigkeiten, sondern muß vor allen Dingen bei den Mädels die innere Bereitschaft und den Willen zur Landarbeit bringen. Diese Lager stehen in engster Zusammenarbeit mit den Siedlungshilfslagern.

Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß es sehr schwer ist, Mädels, die nur in geschlossenen Lagern mit landwirtschaftlichem Betrieb, also in der ganz engen Lagergemeinschaft gearbeitet haben, nach der Arbeitsdienstzeit zu bewegen, allein bei den Bauern zu bleiben. In den Siedlungshilfslagern, wo die Mädels schon den ganzen Tag über bei den Siedlern arbeiten und nur am Spätnachmittage und am Abend in der Gemeinschaft des Lagers leben, ist diese Bereitschaft, später allein auf dem Lande zu bleiben, viel eher da. Wir sind dazu übergegangen, die Mädels aus den landwirtschaftlichen Lagern nach einigen Wochen Umschulung in die Siedlungshilfslager zu versetzen. Es hat sich gezeigt, daß dieser Weg der richtigere ist. Denn hier, wo die Not am größten ist

und die Mädels täglich spüren, daß sie bitter notwendig gebraucht werden, wächst der Wille zum Aushalten und die Mädels werden bereit, auch nach der Arbeitsdienstzeit eine Arbeit auf dem Lande anzunehmen. Die Vermittlungsergebnisse aus dem Arbeitsdienst in die Landarbeit sind daher auch in den Provinzen mit Siedlungsarbeit am stärksten.

Die zukünftige deutsche Frau muß wissen, wo ihr Platz, wo ihre Arbeit im Leben des Volkes ist: Jahrzehntelang haben wir diese Verpflichtung, die der Einzelne gegenüber dem Volke hat, vergessen. Die nationalsozialistische Erziehung muß dieses Wissen um die Verpflichtung des Einzelnen in das ganze Volk tragen. Der Deutsche Frauenarbeitsdienst ist ein Stück im Erziehungswerk des Nationalsozialismus; er hat die Aufgabe, die Menschen zur Arbeit zu führen und auch die Frau bereit zu machen, ihr Leben ganz in den Dienst des Volkes zu stellen. Wir glauben heute, mit dem Deutschen Frauenarbeitsdienst diese Forderung zu erfüllen. In unseren Lagern wird eine Arbeit getan, die für das ganze deutsche Volk wertvoll ist. Durch diese Arbeit wird den Mädels die richtige Einstellung zum Leben vermittelt, denn sie erleben durch ihren Dienst, daß jede Arbeit befriedigend ist, wenn wir uns damit in die Notwendigkeiten der ganzen Volksarbeit eingliedern.

+

Wir wollen ein Frauengeschlecht heranbilden, das geistig imstande ist, führend zu sein in Deutschland, das innerlich revolutionär sein muß, um in keiner Weise irgendwie zu ermüden, und das diszipliniert ist und weiß, daß der Weg zum Aufstieg unseres Volkes nur über einen Gehorsam geht, der kein eigenes Ich mehr kennt, sondern nur das große Du: Deutschland.

Gertrud Scholtz-Klink.

Ziele und Weg des BDM.

Von Erna Bohlmann,
BDM.-Referentin in der Abteilung S der Reichsjugendführung.

> Der Führer ruft uns:
>
> Vor allem wenden wir uns an das gewaltige Heer unserer deutschen Jugend. Sie wächst in eine große Zeitwende hinein, und was die Trägheit und Gleichgültigkeit ihrer Väter verschuldete, wird sie selbst zum Kampfe zwingen. Die deutsche Jugend wird dereinst entweder der Bauherr eines neuen völkischen Staates sein, oder sie wird als letzter Zeuge den völligen Zusammenbruch, das Ende der bürgerlichen Welt erleben.
>
> Pg. Major Buch sagt:
>
> Die Frontgeneration wird den neuen Staat bauen; Aufgabe der Jugend wird es sein, diesem neuen Staat als Kern und Inhalt die neue Familie zu schaffen.

Jugend will eine Sendung. Uns führte das Geschick vor solch gewaltige Aufgaben wie kaum eine andere Generation. Darum bejahen wir unumschränkt die Zeit, in die wir gestellt sind, getragen von dem Stolz einer großen, starken Verantwortung. Die harte Forderung des Sich-selber-durchbeißen-Müssens, die durch Krieg und Inflation an uns herantrat, hat ein für allemal die Zeiten eines sorglos-heiteren Mädchendaseins beendet und die Jugend zu jenem bedingungslosen Revolutionärsein geweckt, das unter dem Ruf des Führers zum entschiedenen Willen für die Neugestaltung unseres gesamten Volkslebens uns immer stärkere Gefolgschaften warb.

Auch uns Mädel riß seine Forderung der Selbstbesinnung mit. Immer schon hatten wir einen Einsatz gesucht für unsere besten Kräfte, die die Erziehung des Liberalismus ungefördert verkümmern ließ. Der Nationalsozialismus packte uns, weil er Weltanschauung und somit sittliche Forderung bedeutete. Wir verstanden ihn als Ahnenerbe und Zukunftspflicht. Selbstverständlich war uns der völlige Umbruch allen Lebens, ein Neuausrichten nach dem heiligen Gesetz unseres Blutes. Und als größte Aufgabe sahen wir vor uns die Volkwerdung durch den nationalsozialistischen Gedanken und die Errichtung eines unerschütterlichen, ganz auf das eigene Wesen gebauten Staates, der auf dem festen Fundament der neuen Familie ruht, die Garant sein wird für den Fortbestand und die restlose Erfüllung der nationalsozialistischen Idee.

Wir waren uns immer der Sendung bewußt, die Brücke zu sein zu dieser Familie von morgen, Erben der Idee und zukünftige Träger unseres Staates.

Für diese Aufgaben muß ein leistungsfähiger, einsatzbereiter Mensch geschaffen werden, darum wurden wir Erziehungsbund.

Als unsere Arbeit begann, fanden wir alles andere als ein klares, unverfälschtes deutsches Mädelbild. Schulmädel, Backfisch und Haustochter und das Berufsmädel der verschiedenen Stände bekamen ihre Prägung von außen und unterschieden sich kaum von ihren Entsprechungen in anderen Ländern. Es ist aber eine politische Unmöglichkeit, daß die junge Frauengeneration eines sich auf die eigene Kraft besinnenden Staates ihre besonderen Fähigkeiten vergißt und sich nach Rom, Paris und Amerika ausrichtet.

Darum stand hinter aller Volkstumsarbeit, hinter Werbedienst und sozialer Hilfstätigkeit, hinter Heimabend und Fahrt immer die Prägung eines neuen und wesensgemäßen Mädelbildes als der eigentliche Sinn unseres Bundes.

Dieses Ziel war um so unerhörter, weil wir keine Vorbilder vorfanden. Anknüpfen konnten wir nur an die Haltung heldischer Frauen im Weltkrieg, da die höchste Not sie über die Grundlagen ihrer bisherigen Erziehung heraushob und zu Leistungen befähigte, zu denen die Frauen romanischer und slawischer Völker nicht fähig waren. Die deutsche Mutter, die im Notfall Mannesarbeit leisten kann und dabei kaum weiß, wie sie das Brot auf den Tisch bringen soll, die aber trotzdem noch die Kraft hat, einen tapferen Brief ins Feld zu schreiben, diese Frau hat die uns wesentliche Haltung gefunden und reicht wieder an die Größe der germanischen Frau heran, die uns als Gefährtin des Mannes in aller Mühe und allem Kampf des Lebens in ihrer selbstverständlich heldischen und dabei immer fraulichen Haltung als die Erfüllung nordischen Frauentums vor Augen steht, das lange genug von südlichem und westischem Einfluß überschattet wurde. Unser Volk braucht heute wieder diese heldischen Frauen, Menschen mit einem klaren Blick und aufrechter Gesinnung. Als ein Volk der Mitte werden wir immer vor Notzeiten gestellt werden. Niemals aber ist unser Volk gesichert, wenn nicht seine Frauen zu jedem Einsatz fähig sind und bereit, schon in den Kindern diese selbstverständliche Haltung zu wecken. Was an Kräften in ihnen lebt, müssen sie im Dienst am Volk verwerten können, ganz gleich, ob im Beruf oder in der Familie. Das ist die eine große Forderung, die uns Frauen und Mädel aller Stände in eine geschlossene Front zwingt und durch die Notwendigkeit des Tages von selbst die problematischen

Streitfragen beendet, die durch die Frauenbewegung um die Stellung der Frau sich erhoben.

Unendlich groß stand unsere Erziehungsaufgabe vor uns. Nicht nur die Mädelgeneration, das ganze Volk war richtungslos geworden. Unser eigenes Wesen lag verfälscht in der Gosse, fremder Witz bespie und zertrat es.

Seine Ewigkeit und damit unserem Volke das Leben zu retten, bildeten wir Mädel den Bund, der Vorbote ist für das neue Volk. Arbeit nach innen war unser stärkstes Gebot, während HJ., SA. und SS. in täglichem Kampf nach außen den Raum für den neuen Staat eroberten.

Als Forderung zur Selbstbesinnung stellten wir vor unseren Bund das Eddawort:

> Von der Achsel dir schiebe, was übel dir scheint,
> und richte dich selbst nach dir selber!

Das befahl uns, unsere große Aufgabe als die junge nationalsozialistische Generation zu erkennen und darüber hinaus unser besonderes Amt als die kommende Frauengeneration. Denn dies Bekenntnis zum Ganz-wir-selbst-sein-Wollen war zugleich eine Bejahung unserer Mädelart und sichert uns vor einer unwesensgemäßen, allzustarken Angleichung an die Arbeitslinie der Jungen.

Niemals bedeutet diese Forderung erneuten Individualismus, wenn sie auch jedes einzelne Mädel vor das Ziel stellt, Persönlichkeit zu werden. Als die neue, blutsbewußte Jugend sehen wir den in allen Gliedern unseres Volkes stärker oder schwächer vorhandenen germanischen Blutsanteil als den Kern unseres Wesens an, und jede Ausrichtung nach diesem Kern wird unser Volk immer stärker zur Gemeinschaft und zu seiner wesenseigenen Gestalt führen, und damit zu höchster Kraft.

Diese Forderung umschließt nahezu alles; sie steht über der Hinwendung zum „Wir", über dem Suchen nach dem neuen Mädelbild, über der gesamten Arbeits- und Lebensgestaltung und dringlich und klärend über unserer Schulung, die durch Erkenntnis und Begeisterung das Rüstzeug für unsere Aufgaben in Volk, Familie und Gruppengemeinschaft vermitteln soll.

Diese Schulung schält radikal aus allen bisherigen Wissensgebieten die heraus, die für die Charaktererziehung und das Leben unseres Volkes notwendig sind, und ordnet sie unter einen großen, lebenbejahenden Gesichtspunkt. Sie kennt nur den einen Weg, der ausgeht vom aufbauenden Sinn des Revolutionär-Seins und, geklärt durch die Erkennt-



Aufn. E. Kind, Berlin

Unsere Jugend

nis der Erb- und Rassenkunde, das Verständnis für die Geschichte und damit für unsere heutige Politik erschließt, unterstützt durch Volkstumsarbeit und Kulturgeschichte, die uns erlebnismäßig und sichtbar Wesen und Schicksal unseres Volkstums vor Augen stellen und uns befähigen, vom wurzelhaften Grund aus ein neues Brauchtum und eine neue Festgestaltung zu errichten.

So findet jedes Mädel einen seelischen Wurzelgrund. Das Wissen um die Bedeutung des Blutes und eine Rassenerkenntnis, die zugleich an Körper, Seele und Haltung den Maßstab legt, weckt notwendig den Willen zu einer gesunden, dem Volke wertvollen Ehe und gibt den Mädeln die Kraft, auf den Menschen zu warten, der in seiner Haltung dem besten Teil ihres eigenen Wesens, also ihrer Art entspricht. — Unterstützt durch das Errichten einer ganz neuen Ordnung durch das unumschränkte Gelten der Leistung und der Kameradschaft in dem Bund, der sie erzieht, erwächst — gestärkt durch eine beschränkte Zusammenarbeit an einer übergeordneten großen Idee — der jungen Mädelgeneration eine neue Wertung des Mannes, eine Wertung, die notwendig zu einer Volksgesundung und zu der Familie von morgen hinführen muß.

Eine zum Erleben verdeutlichte Bevölkerungspolitik, ein Aufzeigen der großen Linien und der unser Schicksal schmiedenden ehernen Gesetze der Geschichte, jene wichtige Gebundenheit an Art und Raum gibt den Mädeln unbedingt eine fundamentierte Weltanschauung; hier führt unsere Arbeit schon über die Erziehung hinaus zur Tat. Grenzfahrt, Landdienst und Grenzschulung sind die Vorstufe dafür und im Hinblick darauf werden wir auch zu einer auf sich selbst gestellten, starken und einfachen neuen Wirtschaftserziehung kommen, die von der Frau Vielseitigkeit und Bindung an das Gegebene verlangt, eine Erziehung, die wir durch das Betonen der Werkarbeit mit ihrer Forderung an Eigengestalten und denkende Arbeit und durch unsere Haushaltungsschulen bereits angebahnt haben.

Bis an jedes Mädel in der Schaft wird diese Erziehung langsam, aber immer deutlicher getragen. Dort aber baut sie, mehr noch als in der Führerinnenschaft, auf das Erleben im Alltag, auf Heimabend und Fahrterleben auf und gewinnt zuerst Einfluß durch Volkstumsarbeit. Drückt doch ein Lied, ein Sprechchor oftmals eine Haltung und einen Gedanken unmittelbarer aus als ein sorgfältiger, noch so lebendiger Vortrag.

Gestaltung eines allumfassenden Volkstums, eines neuen Kulturausdruckes ist das Gebot der Stunde an die deutsche Jugend. Das Volkstum erst gibt dem Gerüst des Staates Bin-

dung und Halt, es ist unmöglich, den Kampf an der Grenze durchzufechten und die Volksgemeinschaft für immer zu halten, wenn nicht Staat und Familie zu wirklich nationalsozialistischer Lebenshaltung und zu einem Brauchtum gelangen, das diesem Geist die Dauer verleiht.

Darum sind wir bemüht, durch Lager und Feier unseren Mädeln das Brauchtum zu vermitteln, das die Feste in der Familie leider so oft entbehren. Wir knüpfen dabei bewußt an das uralte Brauchtum unserer Ahnen an, lebte doch in ihnen die gleiche blutbedingte Einstellung zu Natur und Heldentum, wie wir sie heute wieder suchen, kampf- und lebenbejahend. Erstaunt erkennen wir heute, wie sehr sich dieser geistige Ursprung hinter aller Überfremdung behauptet hat, wie er uns immer wieder zum Jahresrad und damit zum Hakenkreuz hinführt und Wege weist für eine Verankerung unserer Weltanschauung in einer neuen Gemeinschaftsfeier, die Politik, Mythos und Überlieferung, Lied, Bewegung und Wort zu einer Einheit zusammenschließt.

Volkstumsarbeit gilt auch als Erziehung zu einem schlichten, echten Stil. Halb wäre alle Arbeit an der Selbstbesinnung, würde sie sich nicht in der praktischen Wirklichkeit beweisen. Sind wir hierin ebenso wir selbst und aufrichtig wie in den geistigen Dingen, so wird die Lösung immer zeitbejahend und dabei doch anders ausfallen, wie der von Paris und Amerika diktierte Stil, der notwendig eine Verschwommenheit und damit eine Hemmung für unsere großen Ziele heraufbeschwören muß.

Und wiederum: was würde unserem Volk eine noch so begeisterte, noch so geschulte und klarblickende junge Frauengeneration nützen, wäre ihr Körper den gestellten Anforderungen nicht gewachsen? — Wir leben großenteils in Städten, in einer Arbeit, die dem Körper schadet, darum muß eine vernünftige, vielseitige Körperschulung einen wichtigen Bestandteil unserer Arbeit bilden. Eine Körpererziehung, die zur Leistungsfähigkeit und zu tapferer charakterlicher Haltung erzieht, die die Mädel in immer neuer Form durch Aufgaben fesselt und ihnen Orientierungsvermögen und alle Tugenden einer verantwortlichen Gruppenführerin vermittelt, Rüstzeug für das praktische Leben, verbunden mit regelmäßiger ärztlicher Untersuchung und, Auslese schaffend und anspornend, durch das Leistungsbuch des BDM. Führt sie dabei zu einer sonst in der Mädelerziehung ungewohnten straffen Zusammenfassung und Form, so erfüllt sie damit eine Forderung der Zeit, die nur solange als unerhört angesehen wird, bis der Mädelbund an sich Selbstverständlichkeit geworden ist und wir durch eine längere Arbeit aus dem einstweiligen vorbildlosen Tasten zu einer größeren, dann allgemeinen Sicherheit gelangt sind.

Für all diese Dinge gilt ein Grundsatz: Mag das „Was" manchmal den bisher nur den Jungen vorbehaltenen Aufgaben sich nähern, das „Wie" wird von Mädeln immer anders durchgeführt werden, so wie die Frauenarbeit sich auf recht viele Gebiete wagen kann, dort aber immer in ihrer eigenen und ergänzenden Weise sich betätigen muß.

Das Marschieren der Mädel ist in einer Bewegung großen Ausmaßes unumgänglich, es ist aber niemals Selbstzweck und Lieder und Schrittart sollen anders sein als bei den Jungen, wenn diese besondere Form auch unmöglich in so kurzer Zeit vorbildlich von der gesamten Mädelschaft gezeigt werden kann. — Wir sind heute Staatsjugend und stellen den Anspruch der Totalität. Wir fordern dafür aber auch von uns selbst die Erziehung für die gesamten Aufgaben des Staates und die Bereitschaft zur Verantwortung für die Neugestaltung unseres Volkslebens.

Die unmittelbare Vorarbeit dafür leisten unsere Sozialämter, die neben der immer von Frauen und Mädeln stark betriebenen sozialen Arbeit die Bahn brechen für eine neue Berufsgestaltung, für eine neue Form von Jugendpflege und Jugendrecht und für die tatsächliche Verwurzelung auf dem Lande. Riesengroß stehen da die Aufgaben vor uns.

All diese verschiedenen Arbeitsgebiete bauen den Weg zu dem neuen Mädel- und Frauenbild, das wir als Ziel sehen. Soll ich all die vielseitigen Forderungen in sichtbarer Gestalt vereinigen, so könnte ich sagen:

es ist das Bild der Siedlerfrau, wie sie sein soll!

Der Frau, die körperlich leistungsfähig, bodenverbunden, mütterlich groß und einfach ganz die soldatische Forderung des Auf-sich-selbst-gestellt-Seins erfüllen muß, die aus ihrem Haus ein Bollwerk macht gegen fremdes Volkstum und fremde Politik, selbst die Möglichkeit findend zu einem Haus und Siedelgemeinschaft fest zusammenschmiedenden neuen Volkstum, Erzieherin ihrer Kinder zu heldischem Geist, hart und entschlossen immer die Gefahr erwartend, eine Frau mit weitem und politischem Blick und dabei eine Mutter, die den Aufgabenkreis ihres Hauses so groß wie nur möglich sieht.

Dieses Bild ist Erziehungsziel für uns alle, ob wir auch unsere Kraft in ganz anderen Berufen verwerten. Der Zeit entsprechend und vollwertig einsetzen können wir sie immer nur mit der inneren Bereitschaft zu dieser Größe, die unseren Grundsatz verwirklicht, daß jeder Gedanke und jede Arbeit politisch sein muß, d. h. verantwortlich bezogen auf den Sinn für unser Volk.

So führt die Arbeit unseres Erziehungsbundes zum neuen Volk und zur neuen Familie. Ist diese Familiengestalt erreicht, wird sie die Er-

ziehungsarbeit an der Jugend leisten, die uns heute so stark in Anspruch nimmt.

Damit aber ist unser Sinn nicht erschöpft: wir werden vom Erziehungsbund immer ausgesprochener zur Aufbau- und Tatgemeinschaft für das ewig gefährdete, immer Kampf fordernde Deutsche Reich — bis der letzte Deutsche fähig ist, für die Heimat Vorposten zu sein.

Groß ist das Ziel, wenig dürfen wir voraussetzen, aber uns stärkt das Bewußtsein, daß unser Werk nicht auf Phantastereien und Romantik aufgebaut ist, sondern daß es geboren ist aus der bittersten Notwendigkeit und als Grundlage nimmt das vorhandene und nur überdeckte deutsche Wesen — unsere Wurzel.

Wir pflügen verschüttete Kräfte ans Licht —
und morgen trägt es ein neues Gesicht!

+

Jugend ist Kraft,
Jugend ist Mut,
Jugend erschafft
Mit drängendem Blut.
Jugend gestaltet
In ahnendem Beben
Das Leben.

Bernhardine Schmid.

Deutsche Frauen in der Welt.

Von Dr. Martha Unger.

Weißt du, was es heißt, fern der Heimat zu weilen, unter artfremden Menschen, die nicht deine Sprache sprechen, deine Lieder singen, die nicht die stillen Worte deiner Seele erraten können?

Weißt du, was es heißt, die deutsche Erde, den Frühling, Wälder und Vögel zu missen?

Heimatlos sein — und dabei doch Deutschland so stark im Herzen zu tragen, daß es sich trotz aller fremden Einflüsse durchsetzt und lebendig bleibt und aus dem Menschen herausstrahlt, so daß, wo er weilt, auch Deutschland ist.

Da wandert sie hinaus, die junge deutsche Frau mit ihrem jungen Gatten, um in der Fremde unter Afrikas Sonne, in Amerikas unendlich weiten Steppen, auf Rußlands Boden, eine Lebensexistenz sich zu erarbeiten. Du findest, trittst du in ihr bescheidenes Haus ein, Erinnerungen an die deutsche Heimat, die Bank um den Ofen genau so, wie es in dem kleinen Schwarzwalddorf, aus dem sie stammt, war, deutsche Blumen, die mit rührender Geduld und Mühe im Garten gezogen werden; bevor das Mahl beginnt, betet die jüngste Tochter ein deutsches Tischgebet. Die Frau ist es, die dem Haus den Inhalt, die Seele gibt. Sie ist es auch, die in der Fremde dafür sorgen muß, daß in ihrem Hause „Deutschland" lebt.

Wo immer eine deutsche Frau im Ausland weilt, wo sie mit ihren Kindern deutsche Lieder singt und betet in deutscher Sprache, da ist auch „Deutschland". In ihre Hände ist auch die schwere Verantwortung gelegt, ihre Kinder dem Deutschtum zu erhalten. Sie muß in den Kleinen schon im frühesten Jugendalter die Liebe zur deutschen Heimat erweckt haben, damit sie später, wenn sie in die fremde Umwelt hineinwachsen, instinktsicher geworden sind. Dann werden sie die artfremde Kultur des Gastlandes als solche erkennen und damit auch dem Deutschen erhalten bleiben.

Sehen wir hinaus in die weite Welt, überall leuchten Lichter auf und grüßen uns aus der Ferne und sagen uns:

„Wir halten Wacht, du, unser Deutschland", und wir, wir wollen im Geiste allen den tapferen Frauen in der Ferne die Hand reichen und sagen: „Wir sehen dein Licht und danken dir."

Es ist oft für uns erschütternd zu sehen, wie sehr der Auslandsdeutsche seine Heimat liebt — mit einer Kraft, Hingabe und Gläubigkeit, die oft beschämt.

Da tritt z. B. eine junge Frau in mein Zimmer, mit blondem Haar und blauen, strahlenden Augen. Unbefangen reicht sie mir die Hand und sagt mit junger, kräftiger Stimme: „Ich bin so froh, daß ich zu Ihnen kommen kann und daß Sie mir von unserem Deutschland erzählen wollen, daß ich Sie fragen darf. Sehen Sie, ich liebe Deutschland. Jahrelang, ach, schon als kleines Mädel, habe ich abends — nach dem Gebet — noch still, ohne daß es meine Eltern gehört haben, dem Gebet hinzugefügt: ‚Bitte, lieber Gott, mache, daß ich bald Deutschland sehen darf', und dann habe ich die Augen geschlossen und habe mir vorgestellt, wie es wohl in Deutschland aussehen mag. Eine Tanne mit Schnee darauf — oder eine Wiese voller Himmelsschlüssel."

Da hält sie inne, lächelt und sagt leise: „Verzeihen Sie, jetzt habe ich nur von mir gesprochen, und ich wollte doch, daß Sie mir von diesem Deutschland, in dem ich jetzt weilen darf, erzählen."

Ich aber habe sie gebeten, daß sie mir zuerst von ihrer Heimat, fern vom Vaterland erzählt, von ihrem Leben und Wirken. Da fährt sie fort und berichtet:

„Meine Eltern sind schon vor meiner Geburt nach Sumatra ausgewandert. Sie haben dort eine Zuckerplantage. Ich bin dort aufgewachsen als einziges, weißes Kind, ich hatte keine Geschwister. Deutsch habe ich durch meine Eltern gelernt, d. h. durch meine Mutter, denn sie, die im Haus viel zu arbeiten und von früh bis spät alle Hände voll zu tun hatte, nahm sich doch die Zeit und lehrte mich deutsch Lesen und Schreiben, und Klavierstunden gab sie mir auch und erzählte abends vor dem Schlafengehen von Deutschland, von ihrem deutschen Dorf in Thüringen, wo sie als Tochter eines Pfarrers aufgewachsen ist. Ich konnte nie genug davon hören und fand es wunderbar, daß es ein Land gibt, in dem alle Kinder weiß sind und alle deutsch sprechen können, manches Mal, wenn ich mich mit meinen dunklen Kameradinnen nicht verstand, wenn sie meinen Erzählungen von den grünen Tannenwäldern in Mamas Heimat nicht zuhören wollten, dann habe ich mich hinweggeschlichen in mein Zimmer und geweint aus Heimweh nach — Deutschland, Deutschland, das ich nie gesehen. Und dann kam der Krieg, und ich habe geheiratet, auch einen Deutschen, den die elenden Jahre nach dem Kriege aus Deutschland vertrieben haben und der sich draußen eine neue Heimat gesucht hat. — Aber jetzt, wie wir von dem neuen Deutschland, von dem Führer Adolf Hitler hörten, da haben wir es nicht länger er-

tragen, und wir sind hierhergefahren und kamen in den deutschen Frühling. Ich sah Wiesen voller Himmelsschlüssel — ich sah Wälder im zarten Grün und hörte Nachtigallen schlagen — ich sah die deutschen Kinder, alle sauber und mit offenen deutschen Augen, und hörte sie deutsche Kinderlieder singen. Ach, da ist mir erst verständlich geworden, was ich alles habe vermissen müssen, und jetzt will ich Deutschland so recht verstehen lernen, wissen Sie, so ganz, ganz. Alles, alles, damit ich auch meine Kinder zu deutschen Menschen erziehen kann und den anderen deutschen Müttern draußen, die nicht das Glück haben, die Heimat wiedersehen zu können, denen möchte ich gern alles erzählen. Auch von den deutschen Frauen. Von dem, was ihr tut und denkt. Ach, ich muß noch soviel lernen und sehen — Deutschland ist so reich, — aber sehen Sie, das mit dem Blut, das ihr Nationalsozialisten so oft sagt, das verstehe ich aus tiefster Seele, ich bin Deutsche, obwohl ich Deutschland erst wenige Tage gesehen habe. Ja, seit ich hier bin, weiß ich es so ganz tief — ich bin Deutsche, und meine Kinder sollen es auch sein und . . . aber nein, jetzt will ich schweigen und Sie, nicht wahr, jetzt werden Sie mir von unserem Deutschland erzählen." —

Und dann steht wieder in meinem Zimmer eine alte Frau. Alt und zerfallen ist ihr Gesicht, ihre Augen müde und doch, es liegt ein warmer Schimmer in ihnen. Eine Hand, die Arbeit in einem langen Leben gekannt hat, wird mir langsam, fast zögernd entgegengestreckt, und dann — sagt sie: „S—ie sind ja jung, ja, aber das ist ja heute so in Deutschland, ihr Jungen, ja, ihr seid es — ihr baut dies wundersame neue Deutschland auf. Es ist gut so, Sie können mir sicher am besten dies neue Deutschland erklären.

Ich bin erst seit kurzem wieder hier — ich bin gekommen, um auf deutschem Boden zu sterben, aber meine Enkelkinder, die sind noch draußen, und ihnen möchte ich gern viel von Deutschland schreiben. Sie ahnen gar nicht, wie die Jungens mich quälen. Sie wollen wissen, wie die Hitlerjungens aussehen, was sie für Uniformen tragen, ganz genau wollen sie das wissen, denn sie wollen sich auch eine machen lassen, und dann, ob ich den Führer gesehen, — wissen Sie, das Bild vom Führer hängt über ihren Betten in Japan. Sie spielen oft im Garten, in Kagoshima, wo mein Sohn lebt, und da habe ich sie oft gehört, wie sie das Horst-Wessel-Lied gesungen haben, die Noten bekam mein Sohn aus Deutschland gesandt, und dann haben sie das Lied gemeinsam gelernt. Ach, das hätten Sie sehen sollen, das japanische Haus, die Kinder hatten wegen der Hitze ihre Kimonos an — draußen das Meer, die Kiefern — der Mond . . . und da stehen meine Jungens und singen mit

Begeisterung, so laut sie können: ‚Die Straße frei den braunen Bataillonen'. — Sie meinen wohl, ich habe gelacht, o nein, Fräulein, gelacht nicht, geweint habe ich alte Frau — geweint, und mein Heimweh wurde stärker, und ich habe Sohn und Enkelkinder verlassen und bin gekommen, um auf deutschem Boden zu sterben. —

Aber, solange ich lebe, will ich doch meinen Kindern nach Japan berichten, wie es hier in Deutschland aussieht. Alles interessiert sie.

Ach, Fräulein, Sie ahnen gar nicht, wie das ist, die Heimat lieben — und so weit weg von ihr zu sein, so fern. Die Zeitungen, die japanischen und englischen, ja, ja, da können wir Deutschland nicht finden. Wir hungern nach Nachrichten, nach Eindrücken aus der Heimat.

Nichts ist unwichtig. Alles ist für uns wichtig, wenn es das Zeichen ‚Deutschland' trägt. Und deshalb kam ich. Können Sie mir sagen, was die deutschen Jungen für Bücher lesen, was soll ich meinen Enkelkindern senden, es sind Jungens, 12 und 9 Jahre alt. Und was könnte ich meinem Sohn und der Tochter schicken? Haben Sie Frauenbücher, können Sie mir etwas geben oder empfehlen? Und dann, wie ist das mit dem ‚Mutter und Kind'? Ich habe schon so viel darüber gelesen, der Gedanke ist so schön und tief. Sehen Sie, das können nur die Deutschen. Er ist wunderbar — ich möchte darüber noch viel mehr wissen, bitte, erzählen Sie mir."

Und dann beginne ich und erzähle ihr vom neuen Deutschland, von dem, was wir sind und wollen, von dem, was wir schon erreicht und was wir noch erarbeiten und erkämpfen müssen. Von dem neuen deutschen Menschen, der nichts anderes sein will als „Deutscher", der seinem Vaterland, seinem Volke dienen will. Von dem Führer, der uns wunderbar in jahrelangem, zähem Kampf ans Licht geführt und einem verzweifelnden Volke wieder Glauben und Zuversicht geschenkt hat.

Und die alte Frau hörte zu, sie saugte sich mit ihren Augen in meinem Gesicht fest, und ihr müdes Gesicht hellte sich auf, und ein froher Schimmer, der ihrem Antlitz fast etwas Heiliges gab, breitete sich aus.

Und wie ich ende, da sagt sie: „Schade, ich möchte gern noch lange, lange zuhören. Jetzt aber werde ich heimgehen und den Kindern von dieser Stunde berichten."

Ich habe soeben nur zwei kleine Begegnungen mit auslandsdeutschen Frauen erzählt, ich könnte noch so viele Unterredungen berichten, die immer wieder dies erschütternde Bild der Heimatliebe bringen. —

Die Verbundenheit mit unseren Schwestern draußen täglich durch Tat, Wort und Schrift zu verwirklichen, sei uns deutschen Frauen in der Heimat Aufgabe und heiligste Pflicht.

Was tut's — daß wir nur heute sind.

Von Erika Maria Krug.

Gewiß, wir werden auch vergehn
und werden einmal sterben.
Doch unsre Arbeit bleibt bestehn,
gestützt von unsern Erben.
Die Fahne, die wir heiß umkämpft,
das Lied, das wir gesungen,
den Glauben, den kein Terror dämpft,
den erben unsre Jungen!
Was tut's, daß wir nur heute sind,
und morgen andre streiten;
es werden Kind und Kindeskind
in künftgen bessern Zeiten
durch unsern Geist und unser Blut
in gleichem Sinne streben.
Was wir erkämpft an wahrem Gut
wird immer weiter leben.
Was tut's, daß heut' nur unsre Zeit,
und morgen andre kommen!
Die Schanzen in dem großen Streit,
die haben wir genommen.

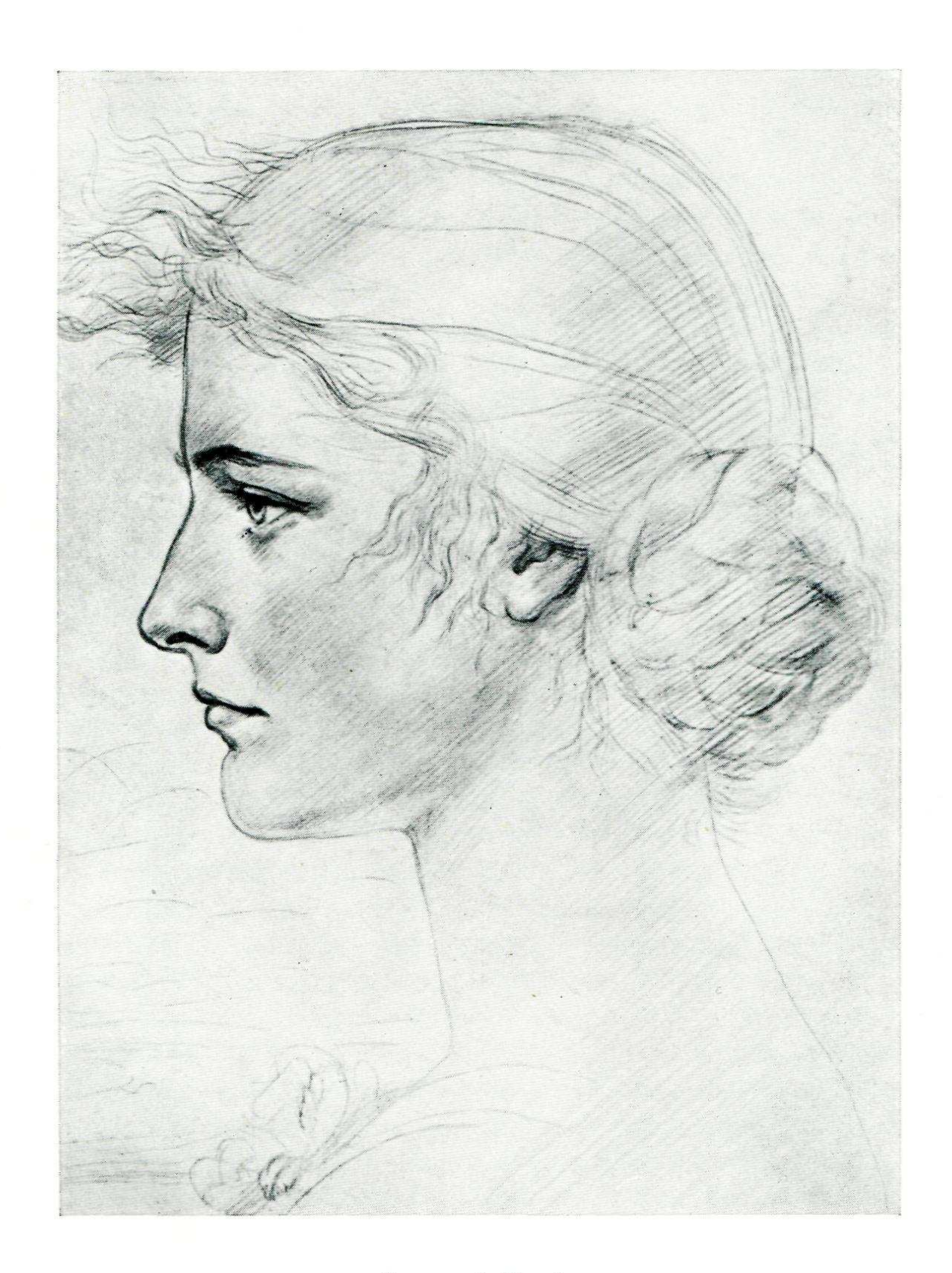
Von nordischem Frauentum.

Von Lydia Gottschewski.

Als die nationalsozialistische Bewegung zum erstenmal unserem Volk sein Bluterbe ins Bewußtsein hob und das nordische Zielbild zum Aufleuchten brachte vollzog sich eine Umwälzung von geschichtlichem Rang. Unter Jahrzehnte der Auflösung, des Verfalls, der seelischen Unsicherheit, die bis in die entlegensten Winkel Asiens nach Vorbildern, Göttern und Weisen gesucht hatte, wurde ein harter, energischer Strich gezogen. An die Stelle des richtunglosen Tastens nach dem Fremden und Allerfremdesten trat das Streben nach einheitlicher Formung und klarer Prägung, das Suchen nach dem eigenen, artgemäßen Gesetz. Das Nordische wurde von neuem entdeckt als jenes geheimnisvolle Etwas, das dem deutschen Gesicht in allen Stämmen und Ständen, in allen Jahrhunderten die wesentlichsten und entscheidendsten Züge verlieh; der nordische Gedanke, weit davon entfernt, Klüfte zwischen den Stämmen aufzureißen, wurde und wird in immer stärkerem Maße, in immer beglückenderer Weise „ein einzig Zelt ob allem deutschen Land". Denn alles deutsche Menschentum, gleichgültig wo immer es sich befindet, am Meer, in den Bergen oder jenseits der Grenzen, trägt stärker oder schwächer den Stempel nordischer Artung: ausgreifend, kühn, erobernd, zuchtvoll und in Form gehalten.

Die nordische Bewegung des Nationalsozialismus ist frei von Sentimentalität. Sie teilt nicht das zweifellos gutgemeinte, aber nichtsdestoweniger abwegige Bestreben mancher Außenseiter, irgendeine „gute alte Zeit" zu restaurieren, sie will nicht Zustände wieder herbeiführen, von denen uns der geschichtliche Raum mehrerer tausend Jahre trennt. Gerade der Führer hat scharf und ausdrücklich zwischen nordischer Bewegung und nordischer Romantik unterschieden und alle rührselige Schwärmerei bei Blechschwertern und Bärenfellen zurückgewiesen. Nicht das ist Ziel: eine tote Vergangenheit künstlich zu beleben, sondern die ewigen Kräfte des nordischen Blutes von neuem zu wecken und freizumachen zur Gestaltung des Jetzt und Heute, zur Lösung all der Fragen, die aus der gegenwärtigen Weltstunde unausweichlich an uns herantreten.

Wir wissen um die Bedeutung dieses nordischen Blutes, um seinen Wert und seine Unersetzbarkeit. Wir wissen, daß dies Blut in langen Jahrtausenden immer wieder hinausgeströmt ist in die Weiten der Welt,



Frauenbildnis

Zeichnung von Wolf Willrich, Dresden

Staaten eroberte, Reiche gründete, Kulturen schuf und sich an Tausende von Schöpfungen willig verschenkte. Denn immer war das wichtigste Kennzeichen dieses Menschentums der Ausgriff, eine geheime architektonische Sehnsucht tief im Blut, der Drang zum Planen, Bauen, Schaffen und Gestalten, der unerbittliche Wille zur Leistung, einer Leistung, die vollbracht wird um ihrer selbst und der Gemeinschaft willen. Deshalb hat man den nordischen Menschen als den Leistungsmenschen schlechthin bezeichnet.

Selbstverständlich trifft das eben Gesagte in erster Linie für den nordischen Mann zu. Damit taucht die Frage auf, welche Züge das Bild nordischen Frauentums tragen muß, wie die Frau beschaffen ist, die neben diesem schöpferischen, ausgreifenden und leistungbestimmten Manne steht. Eines ist von vornherein klar: daß nordischer Mann und nordische Frau, als Verkörperung des gleichen Rassenwillens, wesentliche Gemeinsamkeiten aufweisen müssen; fraglich ist, ob die seelische Artgleichheit sich bei beiden in gleicher Weise, in gleichen Lebensformen äußert und verwirklicht.

In letzter Zeit sind Stimmen laut geworden, die darauf hinweisen, daß die liberalistische Frauenbewegung in den nordischen Ländern entstanden sei und einen Durchbruch nordischen Frauentums darstelle, der nicht bekämpft und abgelehnt werden dürfe. Zweifellos entstand die Lehre von der Gleichberechtigung der Frau im Norden — niemals hätte südliches Menschentum diese These ersinnen können — aber in einem Norden, der innerlich unsicher geworden war, dessen eigenes Gesetz eine verhängnisvolle Trübung und Schwächung erfahren hatte. Auf diesem Boden ist die Idee der Frauenemanzipation entstanden; die alte Frauenbewegung des Liberalismus war eine Nordverzerrung.

Solange die Volksordnung sicher und gesund ist, hat es die nordische Frau gar nicht nötig, in angespannt-ängstlichem Wettbewerb mit dem Manne zu stehen, da sie durch ihr Sein gleichwertig ist. Die ihr entgegengebrachte Schätzung und Achtung ist um so größer, je tiefer die Frau in sich selber ruht, je mehr ihr ganzes Leben bestimmt wird von der Mitte ihres eigenen weiblichen Seins. Wohl steht auch die nordische Frau unter dem Gesetz des Leistenmüssens, der Stil ihres Erlebens ist der gleiche wie beim Manne, aber die Art und Weise der Verwirklichung ist eine grundsätzlich andere.

Zwar hat es immer Frauen gegeben, die berufen sind zu einem objektiven Werk und die dies Werk erfüllen müssen, ob sie selbst sich daran steigern oder darunter zugrunde gehen. Niemand wird diese Frauen — es sind sehr wenige — daran hindern, dem Ruf zu folgen, der in irgend-

einer Stunde an sie erging, niemand wird sie hindern, um der Gemeinschaft willen zu verwirklichen, was als brennendes So-und-nicht-anders-Können in ihnen lebendig ist. Doch diese Frauen müssen erkennen, daß ihr einsamer Weg unter einsamen Gesetzen steht und daß es ein schweres Vergehen wäre, wollten sie, um den eigenen Weg zu erleichtern, andere in die gleichen Bahnen treiben. Denn im allgemeinen ist das Schöpfertum der Frau anders gerichtet wie das des Mannes.

Der schöpferische Wille des Mannes meint das Werk, der schöpferische Wille der Frau den Menschen. Denn entscheidend ist nicht, was jemand tun kann, bei so und so gelagerten Verhältnissen, sondern was er tun muß, unter dem Zwang des inneren Gesetzes. Gewiß kann die Frau Maschinen führen, Geschäfte leiten, organisieren und Forschungen treiben, aber sie muß es — bis auf die erwähnten Ausnahmen — nicht. Aber: Menschen formen, Menschen bilden, erziehen, gestalten und liebhaben muß die Frau, oder sie geht zugrunde. Und ist es etwas Geringeres, eine Kinderseele zu formen, als ein Buch zu schreiben oder ein Werk zu gestalten? —

Nur eine Zeit schlimmster Überschätzung der Vernunft konnte dies „in Seelen schöpferisch sein" der Frau so geringschätzig betrachten, wie es in den letzten Jahrzehnten geschah. Heute wissen wir wieder, daß hier die kostbaren, sorgfältig zu hütenden Wurzelgründe alles menschlichen Lebens sind, an deren Kraftloswerden das Volk zugrunde gehen müßte. Wir ehren und achten diesen stillen, verborgenen Schaffensbereich, das ständige Bereitsein, das behutsame Atmosphäreschaffen, das unaufhörliche Modellieren an der Seele des Kindes — die Schöpferhände der nordischen Frau. Wir fangen wieder an, zu ahnen, was Goethe meinte, als er vom „Reich der Mütter" sprach.

Es sind die nordischen Frauen, die auch in schwerer Alltagsarbeit immer unter dem Leuchten einer Sehnsucht gehen wie Königinnen unter der Krone, einer ausgreifenden Sehnsucht, die in die Kinder hineingeschlossen wird, die ihren Weg begleitet als verpflichtendes, zu Leistungen und zum Schaffen antreibendes Erbe. Was in den Müttern als „Lust zum Fabulieren" lebte, ist oft bei den Söhnen gewachsen zum ragenden und gültigen Werk. Jede echte nordische Mutter wünscht sich nichts sehnlicher, als daß ihr Kind einmal „besser" würde als sie selbst (nicht „etwas Besseres", das war eine Verzerrung ins Materialistische), sondern daß es reifer, klarer, einheitlicher, geschlossener werde als die Eltern.

Mir hat ein junges Mädchen, das dicht vor der Ehe stand, ein sehr verhaltener, sehr nordischer Mensch, einmal gesagt, sie wünschte, daß

eins ihrer Kinder Architekt würde und eine gewaltige Kirche baute. Es war eine sehr verborgene, nie laut gewordene Sehnsucht nach Klarheit in religiösen Dingen, die hier ihren ausgreifenden, architektonischen, ihren nordischen Ausdruck fand.

Diesen Zug ausgreifender Sehnsucht kann man mitunter bei nordischen Mädchen, oft schon in sehr frühen Jahren, als ausgesprochenen Gestaltungswillen entdecken. Nordisch bestimmte Schülerinnen stürzen sich mit besonderem Eifer, mit plötzlicher Begeisterung auf schwierige Aufgaben, bis das betreffende Problem gelöst worden ist, um dann sofort zu etwas anderem überzugehen, manchmal mit dem sehr kennzeichnenden Ausspruch: Das kann ich jetzt, das interessiert mich nicht mehr! Auch wenn dieser Wille sich später beruhigt, sich auf den gegebenen Kreis bezieht und ihn ausfüllt bis zum Rande, als Sehnsucht ist er immer vorhanden — und als Verständnis für andere. Allein die nordische Frau begreift den nordischen schöpferischen Mann, sie begreift die Tatsache des Leistenmüssens, den Zwang zum Gestalten, auch wenn sie das Werk als solches nicht versteht. Nur eine Zeit, die den Instinkt für Rasse und Blut fast völlig verloren hatte, konnte die Lebensbereiche von Mann und Frau als gänzlich auseinanderstrebend, durch kein Verstehen überbrückt, betrachten, nur eine völlig bastardierte Zeit konnte das Wort vom „Haß der Geschlechter" erfinden. Dieser Haß ist nur dort möglich und denkbar, wo Menschen verschiedener seelischer Artung nebeneinander hergehen müssen. Besonders dann kommt es zu tragischen Konflikten, wenn an der Seite eines nordisch gearteten Mannes eine nichtnordische, deshalb verständnislose Frau steht — Fälle, in denen, oft unbewußt, zwischen Werk und Ehe gewählt werden muß. Dagegen sind in solchen Ehen, in denen Mann und Frau unter dem gleichen Artgesetz stehen, den gleichen nordischen Seelenstil haben, wunderbare Möglichkeiten gegenseitiger Steigerung und Vervollkommnung gegeben, auch dann, wenn die Frau den Gatten immer wieder mit seinem Werk „teilen" muß.

Der nordische Mensch, zumal die nordische Frau, ist oft als „kühl" bezeichnet worden, ein merkwürdig abwegiges Urteil. Es stützt sich auf die Tatsache, daß die nordische Frau zurückhaltend im Ausdruck ist und eine tief eingewurzelte Scheu davor hat, ihre Gefühle vor anderen zu offenbaren. Alle Beziehungen von nordischen Menschen stehen unter dem Zeichen des Abstandes, die Persönlichkeit des anderen wird voll anerkannt und geachtet. Auch die nordische Liebe hat, nach einem schönen Wort von Clauß, diesen „Zug von innerer Ferne". Das heißt nicht, daß es ihr an Kraft und Tiefe des Gefühls mangelt; die nordischsten unter

den germanischen Dichtern, wie Hebbel und Shakespeare, haben von der schicksalhaften, verzehrenden Gewalt nordischer Liebe gekündet, die gerade deshalb so stark und tiefgewurzelt ist, weil sie Bindung zweier aufrechter Persönlichkeiten bedeutet, weil die Frau im Norden niemals „Besitz" ist wie im Orient. Bei aller starken und leidenschaftlichen Hingabe des Ich an den anderen Menschen geht niemals das Selbst verloren; es bleibt ein innerster Bezirk der Seele, der nicht angetastet werden darf. Die nordische Treue gegen den andern beruht auf der Treue gegen sich selbst. Und vielleicht ist das die tiefste und letzte Möglichkeit nordischer Liebe, dem andern Menschen dazu zu helfen, sein eigenes Gesetz, seine eigene „Gestalt" zur vollkommensten Verwirklichung und Formung zu bringen.

In den „Kriegsbriefen gefallener Studenten", diesem herrlichsten Dokument des großen Krieges, ist uns manch ein Zeugnis jener nordischen Liebe, die zugleich bindet und freigibt, erhalten; das schönste sei hier wiedergegeben. Da schreibt ein junger Student kurz vor dem Tode:

„Mein liebes, tapferes Herz, Du weißt es ja selbst, worum es geht; solche Gedanken werden Dir gewiß auch kommen, laß uns auch sie teilen, laß uns dankbar sein für all das unsagbar Schöne, was uns gegeben wurde, nicht für den Tag, sondern zum Fortwachsen; freilich, wir hoffen erst die Erfüllung, aber wenn sie uns nicht so gegeben wird, ach Lieb, so mußt Du's allein erfüllen. Sieh, das ist meine Bitte, und daß Du es kannst und wirst, mein Trost. Das machte mir unser gemeinsames Sein so sicher, das stand mir, als ich Dich um Dein und mein, um unser Leben bat, klar vor der Seele: daß Du nimmermehr nur ein Halbes bist und sein wirst, sondern ein ganzes, selbständiges Leben von eigener Kraft und Herrlichkeit. Mir ward gegeben, es mit meinen Armen zu ergreifen, von ihm zu leben; wie tief, wie unendlich dankbar bin ich Dir lauteren Liebe dafür in alle Ewigkeit! Was ich Dir geben konnte und wollte, war nicht, was Du nicht hattest — nur höchstens Klarheit über Dich selbst und dann eine Hand, Dich durch die Welt zu führen. Möchte Dir beides vollkommen werden, Klarheit in allen Dingen um Dich und Dein Schritt sicher und behütet. Ich muß es nun alles in Deine Hand legen, so wie ich mich selbst bei Dir berge für immer, auch wenn es mich hier trifft ferne von Dir."

Die Haltung, die aus dem Brief dieses jungen Studenten spricht, wird zweifellos von vielen in Deutschland als fremd empfunden werden. Das Nordische ist heute noch nicht selbstverständliche Lebensnorm, wohl aber das unverrückbare Ziel; die nordische Prägung unseres gesamten Volkslebens muß erst wieder geschaffen, neu erkämpft werden. Der

Verlust dieser Prägung ist nicht zuletzt dadurch bedingt worden, daß das nordische Menschentum die ihm gemäßen Lebensgrundlagen, die natürlichen Wachstumsbedingungen in den letzten Jahrzehnten immer mehr verlor, weil es in immer stärkerem Maße abgedrängt wurde vom Boden. Die „Großwaltende" früherer Jahrhunderte sah sich beschränkt auf ein paar Stuben in der Stadt, die ihrem Ausgriff und ihrem Leistungswillen kein Betätigungsfeld mehr boten. Ihr nordischer Seelenstil verkümmerte in artfremden, ungünstigen Verhältnissen. So konnte es geschehen, daß der ostisch-enge Seelenstil oder der westisch-spielerische immer mehr das nordische Ideal überdeckte und zeitweise zur völligen Verdunkelung brachte. Das Nordische wurde schwach und unsicher in sich selbst, es gab nicht mehr wie früher „den Ton an". Als Beispiel für die westische Veräußerlichung und Verniedlichung des Frauenideals sei hier ein Teil aus einer Predigt wiedergegeben, die um 1720 zu Rechenberg gehalten wurde:

„Das Frauenzimmer lieb ich von Natur, wenn sie schön, galant, complaisant, honett, sauber aufgeputzt, wie ein schön Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektieren seyn; die wohl haushalten können, dem Mann an den Augen alles ansehen, was er will, ach, da lacht das Herz, wenn der Mann heim kommt, und einen solchen schönen liebenswürdigen Engel antrifft, die ihn mit ihren schneeweißen Händen empfängt, küßt, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, zu ihm hinsitzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben, und was dergleichen honigzuckersüße herzerquickende Reden mehr sind." —

Man braucht nicht einmal die Worte, sondern nur den Ton dieser Ausführungen mit dem vorher erwähnten Studentenbrief zu vergleichen, das gefällige, spielerische Plätschern mit dem schweren Ernst jenes Briefes, um den seelischen, den *rassenseelischen* Abstand zu erkennen, der diese beiden Auffassungen voneinander trennt.

Vielleicht wären die nordischen Energien unseres Volkes langsam eingeschlafen und verkümmert, hätte die nationalsozialistische Bewegung sie nicht so zwingend, so unwiderstehlich aufgerufen. Der nationalsozialistische Staat ist nichts anderes als ein kühner und ausgreifender Vorsatz, diesem nordischen, wieder erwachten Wollen die entsprechenden Lebensbedingungen zu schaffen, vor allem durch die Rückführung des deutschen Menschen zum Boden. Das Nordische in uns allen wird unter dem fordernden Willen der Zeit immer stärker herausgemeißelt, immer klarer abgehoben gegen das Unnordische auf der einen Seite wie gegen die Nordverzerrung auf der andern. Es ist ein wunderbar beglückender Beweis für den Sieg des nordischen Willens in Deutschland,

daß die deutschen Kinder in den letzten Jahren immer lichter und heller, immer nordischer werden — eine Beobachtung, die man nicht nur im Norden, sondern auch im Süden Deutschlands machen kann.

Erst heute, in einer Zeit, die unter dem Gesetz des Heldentums und der Leistung steht, kann nordisches Frauentum von neuem seine volle Auswirkung erfahren. Denn die Forderung heldischen Lebens gilt für beide, Mann und Frau, nur daß die Formel beim Manne heldischer Kampf, bei der Frau heldisches Dienen heißt. Die nordische Prägung unseres Volkes muß von uns allen mit ermöglicht und mit verwirklicht werden in ständigem Kampf gegen die eigene Trägheit und Lässigkeit, als Streben nach dem Harten, Unbequemen und Schweren, als Wille zur Leistung und zum Opfer. Und das ist unser Glaube, daß einstmals wieder ein Frauentum heranwächst, das fähig und berufen ist zum höchsten Dienst an der Gemeinschaft, zum priesterlichen und seherischen Amt, zur Weiterführung jenes hohen Erbes, das uns die Kunst als mahnendes Vermächtnis hinterließ, von der Elisabeth des Bamberger Domes bis zu den hohen schweigenden Frauen des Münchener Nornenbrunnens. Welche Möglichkeiten in der Zukunft liegen, wissen wir nicht, aber eins können wir tun: ihnen gläubig und tapfer den Boden bereiten, indem wir unser eigenes Leben immer unbedingter unter das Gesetz der Gemeinschaft stellen, als einzelne Stimme im großen Chor. So wie es die Weisheit eines alten Spruches verkündet, der als Inschrift einer Orgel überliefert ist:

Du spielst hier nicht für dich, du spielst für die Gemeine;
Dein Spiel erheb ihr Herz, sei einfach, ernst und reine.



Aufn. Presse-Photo

Heimatfest nach altgermanischer Sitte
in Heiligengrabe

B.D.M. in der Tracht der Bronzezeit

Die germanische Frau als Vorbild und Wegweiserin.

Von A. v. Auerswald.

Keines Volkes Urgeschichte und Vergangenheit ist je so verschüttet gewesen und entstellt worden wie die der Deutschen. Die Gründe dafür liegen tiefer, als man gemeinhin annimmt. Dieses Volk, das — nicht abgeschlossen, aber weit entfernt von der beweglichen Geschichte der Mittelmeerländer, sein in sich beruhigtes kraftvolles Dasein führte, war, als es mit den anderen Völkern in Berührung trat, diesen etwas schlechthin Unverständliches. Es war friedliebend und heischte nur nach Land, um seiner starken, die Landesgrenzen überflutenden Jugend Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Aber zugleich war es von einer Schwertgewalt und hinreißenden Wucht im Kampfe, daß schon bei seinem ersten Ansturm das ewige Rom in seinen Grundfesten erbebte. Sein Geistesleben war erfüllt vom grüblerischen Tiefsinn und rührte an die geheimnisvollen Rätsel des Daseins, aber neben dieser schweren Gedankenfülle stand ein kindhaftes Wesen, das den verständigen, allzeit erwachsenen Völkern fremder Rassen unbegreiflich und unreif erschien. Es war im Besitz einer hohen, eigen gewachsenen Kultur und hatte doch den frommen Blick tiefer Achtung für die Kulturgüter der anderen und nahm von ihnen dankbar Neues entgegen, freilich vom ersten Augenblick an dies Neue schier unbewußt von sich aus nach der eigenen Art gestaltend. Es kam, wie sie glaubten, aus einem staatenlosen Dasein und errichtete Staaten mit den schlichten großen Land- und Gefolgsschaftgesetzen, die seinem Wesen entsprachen, und diesen Staaten war zum Teil Jahrhunderte Dauer und Blüte beschieden.

Wir können nur sehen, was wir begreifen. Die anderen Völker hatten einfach nicht die Fähigkeit, dies Neue zu verstehen, und so prägten sie das Wort „Barbaren", das seither über dem Kapitel unserer Vorgeschichte steht, ja, das uns noch anhängt. Eine unheilvolle Auferstehung fand, wenn nicht das Wort, so doch der Begriff in der Zeit der Renaissance. Die humanistischen Gymnasien wurden Träger dieser Gedankenwelt, und von ihnen aus wurde im Lauf weniger Jahrhunderte das ganze Volk damit durchdrungen. Was sich an alten Volksbräuchen, Sitten und tiefem Gedankengut erhalten hatte, wurde verachtet und verfiel dadurch dem langsamen Aussterben. Nicht der Wechsel der Religion, nicht die Kirche mit ihrer umgestaltenden Macht hat germanisches Wesen so im innersten Kern getroffen und geschädigt, wie diese humani-

stische Bildung, die so ganz auf fremden Werten beruhte. Wir sehen die Folgen: ein armes, an inneren Werten verkümmertes Volksleben. Die Kirche hatte doch an das alte Brauchtum angeknüpft, es umgewandelt, ihm andere Namen gegeben, einen anderen Sinn untergelegt, aber es immerhin als einen eigengewachsenen Wert hochgeachtet und erhalten. Was aber sollte der humanistisch gebildete Pfarrer mit der für ihn abergläubischen und dunklen Welt seiner Dorfbewohner anfangen? Erst durch diese Einstellung der Gebildeten sank dieses ganze kraftvolle Leben ab zu einem wirklich abergläubischen, lichtscheuen Treiben.

Was bedeutet das für unsere Gegenwart? Wir sind wie Kinder, die nichts von ihrem Elternhaus wissen. Wir sind Waisenkinder, in wesensfremden Anstalten groß gezogen. Aber Vater und Mutter leben — und wenn wir das erst wissen, welche Macht der Erde will uns den Zugang zu ihnen versperrt halten? Wir suchen also den Weg zu ihnen — und wie im Märchen hat die richtige Stunde geschlagen. Während wir an dies Elternhaus noch mit keinem Gedanken dachten, hat die Wissenschaft unter Führung von Männern, die leidenschaftlich für ihr Volkstum entflammt waren, uns den Weg bereitet. Verborgene Schatzkammern haben sich aufgetan, denn, wo Menschen schweigen, werden die Steine reden. Die Erde hat gesprochen und uns ein Kulturbild unserer Vorfahren vermittelt, das uns nun, da wir, von einer Welle neuen Willens getragen, sehnsüchtig den Blick zurückwenden, fertig entgegentritt, und das in Wahrheit alle unsere Erwartungen übertrifft.

Ja, deutsche Frau, zu der diese Zeilen sprechen sollen, du stammst aus einem hohen Hause, und hast du das bisher nicht gewußt, so sollst du es nun erfahren und damit allen Stolz in deiner Seele wach werden lassen. Aber wenn nun die Reihe deiner Ahnen vor dir wieder lebendig wird, da sieht jeder einzelne aus dieser Schar dich mit tiefem forderndem Blick an: „Sei unserer würdig!“ Um aber zu wissen, wie du das werden kannst, mußt du dich in Wesen und Art deiner Vorfahren vertiefen. So will ich davon erzählen, und zwar wird Wort für Wort durch Funde beglaubigte Wahrheit sein, wenn es auch unmöglich ist, den ganzen Reichtum dieser versunkenen Welt auszuschöpfen.

Woher stammten unsere Vorfahren, die Germanen? Sie kamen aus den nordischen Ländern, zuerst besiedelten sie die Ostseeländer, dann drangen sie weiter landeinwärts und füllten die norddeutsche Tiefebene. Kamen sie als Eroberer in das Land? — Ja, als friedliche Eroberer. Denn sie, oder noch besser gesagt, die indogermanischen Vorstämme, aus deren Verschmelzung der Germane entstand, kamen schon als Ackerbauer her. Die Steingeräte, die sie mit sich brachten, und die sie dann später

auch in der neuen Heimat anfertigten, dienten friedlichem Werk. Pflug, Axt, Hammer, Sichel, Meißel, Säge, Hacke — sie alle sind darunter. Häuser entstanden und nicht nur Einzelhöfe, auch Dörfer. Das Feld wurde bestellt, der Garten umhegt, der Apfelbaum gepflanzt. Rinder und Pferde tummelten sich auf den Weiden. Einen großartigen Zusammenschluß dieser Menschen, die hier siedeln, zeigen ihre Grabbauten. Ungeheuere Steinkammern werden errichtet. Zu ihrem Bau gehören ganze Markgenossenschaften, denn das Heben und Bewegen dieser gewaltigen Steine, die oft Berge heraufgeschafft wurden, setzt eine technisch vollendete Zusammenarbeit voraus. Neben dem Stein, dessen kunstvolle Geräte wir noch kennen, war der Werkstoff Holz und Knochen. Diese Dinge hat der Boden nicht bewahrt und so sind die Zeugnisse jener Zeit als lückenhaft zu betrachten. Anders war es in den südlichen Ländern, wo der Steinbau oft die Jahrtausende überdauerte und so einen besseren Einblick in das Kulturleben der Vergangenheit gestattet.

Zu Ende der Steinzeit, zu Beginn der Bronzezeit, etwa um das Jahr 1800 v. Chr., war die Verschmelzung der Nordstämme zu einer einheitlichen Bevölkerung wie die nunmehr einheitliche Sprache beweist, vollzogen. Diese Bronzezeit bedeutet eine Hochblüte germanischer Kultur. Die verschiedensten Ursachen haben hier zusammengewirkt: das milde Klima, friedliche Zeiten, die einen ausgedehnten Handel erlaubten, der neue herrliche Werkstoff, der sich den Handwerkern in Gestalt der Bronze darbot, und wie wir denken möchten, ein innerer Aufschwung, wie er nach der Verschmelzung und Volkwerdung verschiedener hochbegabter Stämme verständlich ist. Wunderbar sprechen die Funde dieser Vorzeit zu uns. Der Boden hat Bronzegeräte von einer köstlichen Schönheit und vollendeten Technik der Herstellung hergegeben, daß man früher — in der humanistischen Zeit — den Gedanken, sie könnten von den barbarischen Germanen angefertigt sein, weit von sich wies. Aber es zeigte sich bald, daß sie dennoch bodenständig waren: die dazu gehörigen Gußformen wurden gefunden. Mehr noch, die einzigartige Schönheit dieser Formen blieb ganz auf das nordische Gebiet beschränkt: die Halskragen, Hängedosen, Lanzen und Schwerter und etwa die Luren, diese in Form und Ton unübertroffenen Musikinstrumente der damaligen Zeit.

Erkenntnis der Vorzeit wird sich vielfach auf Rückschlüssen aufbauen müssen. Finden wir Räder und Reste von Pferdegeschirr in der Bronzezeit, so wissen wir: Wagen und Pferd waren bekannt. Dann mußte es aber auch entsprechende Wege geben, die ein Befahren ermöglichten. Auch jener einzigartige Fund: der kleine Holzkasten mit lauter verschie-

denen Bronzegeräten gefüllt, gewährt tiefen Einblick. Hier haben wir den Musterkoffer eines Händlers vor uns. Er bereist die Dörfer und legt die verschiedenen Schmuck- und Gebrauchsstücke vor, nach denen die Bestellung für den Handwerker erfolgt, der natürlich seine kostbare Zeit mit solchem Herumreisen nicht vertun konnte. Solche kleinen Züge sind imstande, uns das Kulturleben einer vergangenen Zeit lebendiger zu vergegenwärtigen als seitenlange wissenschaftliche Abhandlungen. Jagd, Schiffahrt, Strandrennen, Kultfeste von überaus feierlichem Character sind uns für die skandinavischen Länder durch Felszeichnungen überliefert und werden genau so für unser, mit diesen Ländern eine Einheit bildendes Kulturgebiet in Anspruch genommen werden dürfen. Ein festes, staatliches Gefüge, das die Kräfte seines Volkes im Falle der Not und zu allen Gemeinschaftshandlungen zusammenzufassen weiß, ist Vorbedingung dafür. Dieses staatliche Gefüge ist in wunderbarer Weise vereint mit hoher, persönlicher Freiheit des einzelnen. Lange Friedenszeiten müssen diese Entwicklung begünstigt und ihr Dauer gegeben haben. Es finden sich aus dieser Zeit Friedhöfe, die eine ununterbrochene Belegung über zwölf Jahrhunderte hindurch zeigen. Schauen wir auf das Jahrtausend deutscher Geschichte zurück, das hinter uns liegt, so möchte eine so lange friedvolle Zeit uns fast wie ein Wunder erscheinen.

Welche Stellung nun hatte die germanische Frau im Leben ihres Volkes? Sprechen auch darüber die alten Zeugnisse, die dem Boden entstiegen sind? — Ja, schon zu Beginn der Germanenzeit, in der ältesten Bronzezeit tritt uns die nordische Frau entgegen. In jener frühen Zeit bestand der Brauch, daß man die Toten in Eichensärgen beisetzte. Auch dieser Sitte lagen tiefreligiöse Gedanken zugrunde. Das Sinnbild der Gottheit war dem Germanen der Baum, die Weltesche, Ygdrasil, das Zeichen für sie der Pfahl, die Irminsäule. Wurde der Tote eingefügt in den Stamm des Baumes, so war er im besonderen Sinne der Gottheit, dem Fortleben anvertraut. Es lag dem Germanen ferne, die Frau davon auszuschließen und ihr eine Stellung anzuweisen, wie sie sie etwa im Orient hatte. Sie war ihm schlechthin einbeschlossen in das Leben seines Volkes. So finden wir im Eichensarggrab auch die germanische Frau bestattet. In ein Fell gehüllt, liegt sie im Stamm eingeschlossen, und von dem Gerbstoff des Eichenholzes sind die blonden Haare, das kunstvolle Netz, das es zusammenhält, die Gewandstücke vollkommen erhalten und auf uns überliefert. Königlich ist der Schmuck, den sie trägt, reiches Bronzegeschmeide von wundervoller Arbeit an Hals, Gürtel und Armen. Ihr Gewand besteht aus Bluse und Rock. Die Bluse hat

Kimonoschnitt, ist vorn geöffnet und von purpurfarbenem Einsatz unterlegt. Der schön gefärbte Wollrock — blau, grün oder rot — ist im Gürtel in Falten zusammengefaßt und von einem Gurt mit bunten Troddeln festgehalten. Die Füße tragen den Bundschuh, wie ihn auch der Bauer im Mittelalter noch kannte. Diese Frau war Genossin des Mannes bei seiner Arbeit. Sie war die Bäuerin, ohne die er seinen Hof nicht verwalten konnte, das Vorbild der stolzen, freien Bäuerin, die einige Teile unseres Vaterlandes noch kennen, das dem ganzen Volke wiedergeschenkt werden soll. Aber sie war noch mehr. Sie war Priesterin, Ärztin, Seherin. Es gab auch Fälle, in denen sie dunkler Zauberei beschuldigt wurde. Ihr Verhalten den Mannen des Bauernhofes gegenüber war von Bedeutung: ob sie eine offene Hand und einen freundlichen Sinn hatte, ob sie gut zu wirtschaften verstand, so daß die Vorräte nicht verdarben und knapp wurden. Wichtig für ihren Mann war neben dieser wirtschaftlichen Seite ihre Gemütsart Freunden und Verwandten gegenüber. Totschlag war bei den stark ausgeprägten Persönlichkeiten der Germanen auf ihren freien Bauersitzen nicht selten. Anlaß zu alter Fehde und Haß gab es immer wieder. Auch zwischen den Knechten kam Feindschaft vor, die blutig ausgetragen wurde und für die die Herren einzutreten hatten. Der Germane kannte für solche Tat die Sühne in Geld. Bei den Verhandlungen, die uns die alten Bauernerzählungen Islands vermitteln, finden wir immer wieder, daß der Sinn der Männer billig und bereit für Vergleiche war. Oft dagegen ist es die Frau, die Sühne bis in das letzte verlangt. In großartiger Form tritt uns diese Art noch einmal im Nibelungenlied entgegen, in Kriemhilds Durst nach Rache, der sich nicht stillen läßt, bis die ganze schuldige Sippe vernichtet und erschlagen ist. So werden Söhne auch oft von ihren Müttern in den Rachekampf getrieben. Und wohl ist es verständlich, daß die Augen der Männer auf die Frauen schauen, deren Wesen so tief gestaltend auf das Leben der Gesamtheit zu wirken vermag.

Wie aber war denn die rechtliche Stelle der Frau? Hatte auch sie die persönliche Freiheit, die der höchste Stolz des Mannes war? Sie war in selbstverständlicher Weise dem Familienleben eingefügt. Die Wege des Mädchens trennten sich früh von den Wegen des wehrhaften Knaben, es teilte die Arbeit der Mutter. In einem germanischen Grabe findet sich neben dem Spinnwirtel der Mutter das winzige Spinnwirtelchen ihrer kleinen Tochter. Früh lernt sie die häuslichen Geschäfte kennen. Ihre Tüchtigkeit wird aber auch bekannt und wohl beachtet bei der Werbung des Mannes. Wie eine solche Werbung erfolgt, ist uns in dem unsterblichen Bild, das Tacitus in seiner „Germania" schildert, überliefert

und wird durch Berichte der Islandsagas ergänzt. Der Vater hat das eigentliche Bestimmungsrecht bei Verlöbnis der Tochter, und an ihn richtet der Bewerber zunächst seine Anfrage. Aber sehr häufig erhält er die Antwort: in diesen Dingen müsse man den Willen der Tochter befragen. Hat sie ihr Jawort gegeben, so kann das Verlöbnis vor sich gehen. Die Verwandten der Braut sammeln sich im Hause des Brautvaters. Der feste Zusammenhalt der Sippe spielt ja eine große Rolle im germanischen Leben, und gerade die mütterlichen Verwandten stehen den Kindern nahe. So würden auch die entfernteren Glieder bei diesem für die Familie und die Allgemeinheit so wichtigen Schritt nicht fehlen. Der Bewerber kommt mit seinem Brautgeschenk. Es besteht in einem Joch Rinder, in einem vollkommen ausgerüsteten Reitpferd, in Waffen. Auch die Gegengabe der Braut besteht in Waffen. Tacitus, wohl belehrt von denen, die den Sinn der alten Sitte kannten, erläutert sie seinen Lesern: schon an der Schwelle des Ehestandes solle das Weib belehrt werden, sie trete ein als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um mit dem Manne gleiches im Frieden, gleiches im Kriege zu wagen und zu tragen. Sie stünde nicht außerhalb seiner Gedankenwelt, nicht außerhalb der Kriegsereignisse. So gelten diese Geschenke mit ihrem darin verborgenen Sinn als die geheimnisvolle Weihe des Ehebundes.

Es bedürfte kaum noch anderer Worte, um die einzigartige Stelle, die die germanische Frau in dem Gesamtgefüge ihres Volkslebens einnimmt, darzustellen. Das Zeugnis des Römers, das seine volle Bestätigung in späteren schriftlichen Überlieferungen findet, ist so herrlich, daß es auch noch heute jedem stolzen Frauenherzen genügen müßte, die Aufgabe, die hier umrissen ist, erfüllen zu dürfen. Gefährtin der Gedankenwelt des Mannes, bestimmt, mit ihm das gleiche in guten und in schlechten Zeiten zu tragen und zu wagen, in diesem Sinne ihrem Volk in tiefster Sittlichkeit verpflichtet — das ist ein Bild von erhabener Größe. Daß die germanischen Frauen diesen Aufgaben gerecht wurden, dürfen wir aus der tiefen Verehrung, die der Mann ihnen entgegenbringt, schließen. Unsere Quelle ist wieder Tacitus, der berichtet: „Der Germane spricht dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu: man achtet ihren Rat, man horcht auf ihren Ausspruch. Wir selbst", erzählt er von sich, „haben jene Velleda gesehen, die weit und breit für ein göttliches Wesen galt. So haben sie auch vor Zeiten Albruna und andere Frauen verehrt. Doch", fügt der aus einer anderen, sittlich tiefer stehenden Welt kommende Römer verwundert hinzu, „doch war das weder Schmeichelei, noch Vergötterung."

Rechtlich war die germanische Frau in der Ehe dem Manne gleichgestellt. Ihr wie ihm stand das Recht zu, Ehescheidung zu beantragen. Das geschieht beispielsweise, wenn der Mann sich zur Mißhandlung gegen seine Frau hat hinreißen lassen. Andere wissen einen Schlag noch nach Jahren in furchtbarer Weise an dem Manne zu rächen. Eigenes Vermögen stand der Frau zu. Wir hörten schon, daß das Brautgeschenk von dem Manne dargebracht wurde. Was die Frau von den Ihren in die Ehe miterhielt, war ihr Eigentum. Sie verwendete es nach Gutdünken, sich Gefolgschaft zu werben oder auch große Gastfreiheit, die sehr geschätzt wurde, zu üben. Manche kühne Frau handelt in gefährlichen Dingen dem Willen des Mannes entgegen, und er vermag ihr nicht zu zürnen, da er einsieht, daß sie seine Ehre besser gewahrt hat, als er es gewollt hatte. Frauen gibt es, deren Stimme auf dem Thing gehört wird. Andere sind in der schlichten Größe ihres Lebens schier sagenhaft, wie Frau Unn, die erst im höchsten Alter, aufrecht und ungebeugt, ihr Haupt zum Sterben legt, nachdem sie ihre großen, in musterhafter Weise verwalteten Liegenschaften, ihrem Lieblingsenkel, dem sie noch die Hochzeit ausrüstet, übergeben hat.

Diese geschichtlichen Überlieferungen finden ihre volle Bestätigung in dem Lieder- und Sagenschatz der Germanen. Von nicht wiedererreichter Schönheit ist jene Werbung Sigurds in der Sigrdrifasage. Die Heldenjungfrau, die er befreit hat, weissagt ihm sein Schicksal: er habe zu wählen zwischen einem stolzen Heldendasein von kurzer Dauer oder einem langen Alltagsleben. Er lauscht ihrem Heldensang, der nur weckt, was in ihm ruhte. Und hingerissen ruft er ihr zu: „Folgen will ich deinem Freundeswort, solange mein Leben währt." Und fügt hinzu: „Das aber schwöre ich dir, daß ich dich zu meinem Weibe haben will, denn du bist nach meinem Geiste."

Noch ein wunderbares Bild enthält die Edda in dem Merkgedicht von Rig. Rig ist auf Wanderung und betritt ein altgermanisches Bauernhaus. Das wird so geschildert: „Er traf eine Halle, die Tür war im Schloß. Er trat auf die Diele. Drinnen war das Feuer. Bei der Arbeit saß das Ehepaar." Wir meinen ihn in das altsächsische Bauernhaus treten zu sehen. Das Gedicht schildert weiter: „Holz zum Webebaum hieb der Mann. Zum Weben war am Werk die Frau. Sie rührte den Rocken, reckte die Arme, trug Schmuck auf dem Kopf, auf den Schultern Spangen, um den Hals das Leintuch, den Latz auf der Brust." Dies Bild mag nicht in den verarmten, überlieferungslosen Teilen Deutschlands, wohl aber wo noch Trachten getragen werden, genau so wiederzufinden sein. „Zu eigen war Aetti (Vater) und Amma (Mutter) das

Haus." Das Gedicht geht weiter und schildert, wie Amma einen Knaben geboren hat. Er wurde ein Bauer, denn es wird erzählt: er schmiedete Schare, Scheunen baut er, zähmte Ochsen, zimmerte Häuser, schuf Lastwagen, lenkte den Pflug. Ihm wird die Gattin gewählt. Sie ist aus seinem Stande: die Herrin der Schlüssel im Geißenpelz." Den Schleier trug sie. Sie wohnten als Gatten, gaben Ringe, breiteten Leinwand, bauten das Land. Sie hausten behaglich und hatten Kinder." Die Namen der Knaben waren: „Hölder, Hausmann und Schmied, Bauer, Pflüger, Bursch, Degen, Mann." Noch mehr interessieren uns hier für unser Bild germanischer Frauenart die Namen der Mädchen. Sie hießen: „Maid, Braut, Muntere, Mädchen, Stolze, Frau, Weib, Tochter, Tüchtige, Sittsame. Von diesen stammt der Stand der Freien."

In diesen Namen liegt alles, was ein Frauendasein wertvoll macht und ausfüllt, beschlossen. In ihnen liegt alles beschlossen, was sich der Mann von der Gefährtin seines Lebens erwünscht: die Tüchtige, Stolze, Sittsame, Maid, Braut, Weib, Tochter — sie umschließen den Umkreis eines sittlich gefestigten Daseins.

Die Kette dieses Volkstums ist noch nicht abgebrochen. Wir haben in Deutschland noch einen Bauernstand, in dem altes Erbgut lebendig ist. Freilich, es ist viele Jahrzehnte her, daß ein Geistlicher, der die Bauernhäuser Westfalens kennenlernte, sein Erstaunen über die königlich vornehme Art des Verkehrs dieser Menschen untereinander und ihre festgefügte Sitte zum Ausdruck brachte. Was aus unserer Vorzeit überliefert ist, zeigt Zucht und Maß. Wundervoll streng und spröd ist das Ornament germanischer Geräte. Das Ornament aber steht in tiefer Wechselwirkung zum Tanz. Der Tanz wieder ist kultisch bedingt und spricht aus das tiefste sittliche Wesen eines Volkes. Hier zeigt sich nichts von Extase, alles ist Zucht, Maß, Rhythmus. So eingeborene Güter können nicht verloren gehen. Das Kind, das den Zugang zu seinem Elternhause wiederfand, wird sich der edlen Art, die auch ihm eingeboren ist, stolz bewußt werden, wird sie aus der Verschüttung heben und mit Bewußtsein pflegen.

Darum ist es gerade heute in der Zeit eines neuen Beginnens, das seine Kräfte aus der eigenen Wesensart gewinnen möchte, auch für die Frau von höchster Bedeutung, daß die Welt der Vorgeschichte ihres Volkes ihr nicht fremd bleibe, daß vor allem das Bild der germanischen Frau in seiner sittlichen und geistigen Höhe sich ihr tief einpräge und ihr Vorbild und Wegweiser werde.

Den deutschen Frauen.

Von Felix Havenstein.

Einst, als in Anbeginnens dämmerndem Morgen
junge Menschheit über des Tages lichte Schwelle schritt,
flochten Germaniens Mütter erster Gemeinschaft innige Bande.
Urtümlich gruben Frauen des Herdes erste Grube und wurden
Hüterinnen heiliger Flammen. Gaben des Hauses Altar Gestalt
und schufen der Liebe erste Priesterschaft.
Frauen krönten der Krieger Stirnen,
gruben der Mutterschaft heilige Bronnen,
spannen des Linnens lohende Blüte und suchten
sorgend zu mehren des Hauses Gut.

Jahrtausende sanken ins Grab der Zeit,
breiter wusch sich des Lebens Strom
durch deutscher Erde Schicksalsgefilde . . .
Stund einst das Weib im Windschirm der Hütte,
fängt es mit leuchtenden Augen heute
stürmenden Lebens weiteren Kreis.
Turmhoch wuchsen die Pflichten empor,
erdweit wurde der Mühen Schwung,
tiefer die Gründe des häuslichen Schaffens.

Doch webte der Nornen nie ruhende Hand
auch weiter und weiter des Wandels Gewand,
blieb sich doch gleich das Urziel der Frauen:
Liebend zu dulden und Reinheit und Sitte
ewig zu wahren dem deutschen Herd.
Schauend über die Zeit hinaus,
weisen dem Knaben sie höhere Ziele,
sinnen zu brechen viel schmerzende Not.

Gesegnet, wie vor Jahrtausenden schon,
tragen sie leuchtend des Sieges Kron'.

Krieg.

Erzählung von Irmgard von Maltzahn.

Schwester Else tritt aus dem Lazarett und biegt rechts in die Ahornallee ein. Ihr Gesicht ist wie gefroren, nun, da sie kein Lächeln zu schenken braucht, keinen Scherz, keinen Blick liebreich-tapferer Anteilnahme. Nun, da ihre Augen nicht in gütig gewährendem Gleichmaß standhalten müssen bettelnden, verzweifelten, fragenden, heischenden Augen und durstigen, so durstigen Augen standhalten müssen.

Ein Schritt klingt hinter ihr, und eine Stimme fragt aufreißend: „Schwester Else, darf man sich Ihnen auch als Mensch mit heilen Gliedmaßen nähern, oder zählen die überhaupt nicht mehr für sie?" Sie wendet sich dem also Fragenden zu, und ihr Gesicht taut sogleich auf, wird Hinneigen und Aufnahme wie immer, wenn einer von jenen aus dem Kriege sie unterhalb gesprochener Worte schweigend ruft. Sie, die Geübte, versteht dennoch nicht sein Gesicht zu deuten, so sagt sie einfach: „Es ist nicht meine Schuld, daß ich auf der Station bin." „Ihre Schuld — nein! — aber die Schuld von andern, von denen, die Sie im Raritätenkabinett durch Monate schon pflegen lassen." Sie lenkt ab: „Sie sind schon lange in der inneren Abteilung. Ich kenne Ihr Gesicht gut." „Danke für die Gnade!" Sie denkt: Bist du einer der Ärmsten, ein Krüppel der Seele? Aber er sieht nicht danach aus! Und nun sagt er sogar ganz heiter: „Kommen Sie, Schwester Else! Ich weiß ein schönes Plätzchen zwischen Birken und Glockenblumen und eine kleine Bank! Nämlich falls Sie Lust dazu verspürten — hinlegen darf man sich da nicht im Zittergras!" „Warum denn nicht?" „Fragen Sie beim Polizeipräsidium an! Neulich lag ich da und war so sanft es mir möglich entschlafen" — sie sieht ihn an, gewahrt aber keine Bitterkeit in dem strengschönen Gesicht — „und dann wurde ich geweckt: Stehn Se uff und jehn Se weg! Das Auge des Gesetzes hatte mich erspäht und sein Träger stand gebieterisch vor der Sonne!" Heinz Findiger und Schwester Else lachen zusammen. Sie merkt froh: er lacht ehrlich! „Nein, kleine Schwester Else, ich will nichts von Ihnen. Oder — doch — aber anders." Sie schweigt. „Nun meinen Sie: Warten, der sagt schon, was ihm ist. Mir ist aber gar nichts, gar nichts." Jetzt frägt sie doch: „Zum Vergnügen sind Sie kaum im Lazarett!" „Meine zerquetschte Niere wird nicht wieder felddienstfähig." Sie verlangsamt sofort ihren Schritt. Er knurrt: „Ist mir auch lieber!" In ihr aber wehrt es sich, es steigt in

ihre Augen, sie fühlt sich hilflos. „Jetzt denken Sie: Der will nicht bedauert sein.“ Das reißt sie zusammen, aber sie gibt ehrliche Antwort: „Ich dachte eben gar nicht an Sie.“ „Gratuliere!“ Sie weiß nicht, was sie aus ihm machen soll, entdeckt aber plötzlich, daß sie ab und zu seitwärts späht und sich freut an der hohen Gestalt, freut an der Harmonie sicherer und unverletzter Glieder. „Raritätenkabinett“ schießt es ihr durch den Kopf — ja so sagen sie. Es war überhaupt, als müßten diese grausam Verstümmelten ihre innere Gesundheit ausrichten an derbem Spott. Sie ist voll tiefer Bewunderung für diese Männer erfüllt. Vielleicht schmollen sie jetzt: „Die Schwester Else ist uns untreu geworden!“ Ohne daß sie es ahnt, neigt sie den Kopf, als trüge sie eine Last. Heinz sagt: „In dem polizeilich bewachten Birkengrund weiß ich ein Nest!“ „Das müssen Sie mir zeigen!“ „Ich will Ihnen noch mehr zeigen, Schwester Else!“ Fragend blickt sie ihn an, aber er schreitet gleichmütig weiter.

Er hat ihr das Nest gezeigt, und nun sitzen sie schweigend auf der schmalen Bank unter einer wehenden Birke. Die Sonne ist warm, und die Luft ist gut. Schwester Else denkt nichts, der leise Wind streichelt sie. Heinz sagt: „Nehmen Sie doch die harte Haube ab!“ Sie schüttelt nur den Kopf. „Warum nicht? Der Tracht wegen?“ „Nein, des Berufes wegen!“ „Ist das nicht kleinlich?“ „Laufen Sie draußen, ich meine in der Heimat, mit offenem Uniformkragen spazieren? Ich hätte ja Zivil anziehen können!“ „Warum haben Sie es nicht getan?“ „Ich habe gar nicht daran gedacht.“ „Man sieht Sie sonst nie allein, Schwester Else?“ „Sonst schlafe ich in der Freizeit oder gehe mit einem von meinen Leuten in den Anstaltsgarten.“ „Und nehmen eine Tüte mit Brosamen mit für die Spatzen — eigentlich für Ihre Leute.“ „Es macht ihnen Spaß.“ „Ja“, sagt er, „sogar die ohne Unterkiefer lächeln.“ Sie denkt gequält: Was will er nur? entgegnet aber, ihn voll ansehend: „Sie lächeln mit den Augen!“ Heinz ärgert sich über sich — Tölpel! — „Es ist das erstemal, daß ich Sie allein gehen sehe.“ „Sie beobachten mich?“ und sie denkt: Wenn er doch nichts von mir will, soll er mich allein lassen! „Beobachten? Ich kenne Sie, kleine Schwester Else. Ja, meine Nächte sind lang. O, Sie wissen nicht, wie das ist, diese langen Nächte. Und dann ist ein Mensch um einen, einer der es gar nicht weiß. Man spricht mit ihm endlose Gespräche. Ich habe endlos mit Ihnen gesprochen, Schwester Else!“ Ja, sie hatte es oft erfahren, Traum einem andern zu sein, es ist fast das Schwerste. „Ich habe nie etwas von Ihnen gewollt. Nichts Selbstsüchtiges und auch keine Antwort auf uferlose Fragen. Ich habe *Ihnen* geantwortet, Schwester Else!“

Etwas in ihr zittert, und sie weicht aus: „Ich schlafe immer gut", und weiß im selben Augenblick, daß sie solche Dummheit noch keinem ihrer Kranken gesagt hat. Sie möchte weglaufen oder weinen, am liebsten beides. Seine Stimme fährt ruhig fort: „Wie lange pflegen Sie auf der Station?" „Viereinhalb Monate." „Und wie oft waren Sie aus?" „Heute zum zweitenmal." Sie sieht eine Rettung: „Das erstemal auf Geburtstag — bei einer Tante. Verheerend! Da sitzen sie und trinken ihren betonten Kaffeersatz —" „Betonter Kaffeersatz ist gut!" murmelt er. „Na, das ist doch so — und sprechen von den armen Verwundeten, und dann reden sie von draußen. Mein Gott! Und ich, ja ich a h n e doch, wie es draußen ist — a h n e es." Sie fühlt, daß sie unbeherrscht wurde. Heinz steht auf und kommt mit einer Glockenblume, die er ihr reicht, zurück: „Die gibt es auch draußen, Schwester Else!" Sie blickt dankbar zu ihm auf, und ihre Augen strahlen ihn an: „Ihr — —"

Dann sitzen sie wieder nebeneinander. „Sie wollten heute allein sein, Schwester Else?" „Ja", ihre Lippen zittern, und sie wendet den Kopf fort. Da nimmt er ihre Hände in seine, sehr zart, sehr bestimmt. „Schwester Else, Sie können kaum noch tragen. Sie haben keine Kameraden zum Tragen wie wir." Sie weiß, daß er recht hat. Nie ist sie einsamer als unter den andern Schwestern, die dabei pflichttreu sind und gut. Ihre Hände läßt sie furchtlos in den seinen, sie will nur nicht weinen. „Else, es ist wahnsinnig, Dich Junges monatelang diese Trostlosen pflegen zu lassen, es ist Sünde!" Sie schüttelt den Kopf. „Wir liegen auch nicht monatelang in Bereitschaft!" „O doch!" sagt sie nur — ja — sie wehrt sich noch immer. „Auch wenn Sie von Gutschlafen reden, im Traum sind sie doch da, die Gestorbenen, die grauenhaft Verstümmelten. Sie hören ihre Schreie im Schlaf." Sie sinkt zusammen: „Lassen Sie mich!" „Nein! Ich habe das doch alles mit Ihnen erlebt, in meinen langen Nächten. Jetzt will ich zu Ihnen." Da rafft sie sich wieder auf und sieht fast feindselig aus. Er läßt ihre Hände nicht los. „Ich stelle es dumm an. Ich habe es mir leichter gedacht. Aber ich weiß doch um alles. Du trägst und schenkst und schenkst und trägst und stirbst dabei." „Ich sterbe nicht dabei, ich danke, daß ich es darf." „Warum sind Sie denn heute allein fortgegangen — fort gewandelt wie ein Mondsüchtiger?" „Darf man nicht Ruhe brauchen?" Es ist ein Unterton von Bitterkeit in der Stimme. „Du gingst ganz heimatlos, Else. Deine Heimat ist der Schmerz." „Nein, der Dienst!" Er läßt ihre Hände frei. Nach einer Weile sagt sie: „Ob ich hier einen Strauß pflücken darf für meine Leute?" „Sie dürfen! Ich zahle das Strafmandat, falls ein Polizist kommt." Sie bleibt aber doch sitzen.

Nach einer Weile stehen beide auf. Er streckt ihr seine Hände hin: „Vergib!“ Sie sieht in seine Augen, und als sie ihr Umfassen, ihre Stärke begreift, stemmt sie plötzlich ihre Hände gegen seine Brust. Dann legt sie die Stirn an ihre Handrücken und weint. Er rührt sich nicht, er steht ganz still. Als sie sich aufrichtet, nimmt er wieder ihre Hände: „Dank! Komm, ich zeige Dir eine schöne Aussicht!“ Und beim Gehen sprechen sie dann von Blumen und Vögeln, von Büchern und Kunst, und sie fühlt, daß es gut tut. Er führt sie in Bezirke der Freude — — von sich spricht er kein Wort — — —

*

Nun begann ein Kampf zwischen ihm und ihr. Er wollte, sie sollten in ihrer Freizeit zusammen sein, sie ließ nichts von ihrer Zeit ab. Wie immer diente sie den Kranken in jeder Minute. Sollte einer dieser Beraubten sehen, daß sie mit einem Kameraden zusammen war, der alle Gliedmassen hatte? Nein! Aber Heinz paßte auf. Ging sie einmal nachmittags für eine kurze Stunde hinaus — in der Ahornallee, war er bei ihr. Sie wußte jetzt, daß sie ihn erwartete und sich freute, hörte sie seinen Schritt neben sich. Einmal sagt er: „Du darfst nicht immer der Stärkste sein müssen.“ Sie gibt ernst zurück: „Mein Gott, ich bin nicht stärker, mich schlug nur das Schicksal nicht, ich habe nicht geopfert.“ „Du opferst täglich!“ „Das ist Lüge, Heinz! Ich bin — ich bin nur da.“ „Nur — da — —“ und es ist das erstemal, daß er seinen Arm um ihre Schultern legt und sie leise an sich zieht. „Nur da — kleine Else — —“ Sie lächelt: „Ich bin gern klein!“ und schmiegt sich ein wenig gegen ihn.

Schließlich hat er sie doch bezwungen. Nein, sie läßt ihre Kranken nicht — aber er kommt zu ihnen. Er hilft ihr helfen! Als sie an einem Nachmittag in den Saal kommt, sieht sie ihn Karten spielen, und seine unverletzte Gestalt wirkt unter diesen Einarmigen und Beinlosen, den Zerstümmelten und Verbundenen sehr seltsam, denn sie versteht es, sich dennoch einzufügen. Als ihre Augen sich begegnen, geht sie hinaus — o Gott — daß die andern nur nichts merken — ihre hungrigen Augen.

Als sie wieder hineinkommt, wundert sie sich, daß er ausführlich von seiner Krankheit erzählt, Temperatur, Blutabsonderung. Und er läßt sich sogar bedauern. Schwester Else denkt in einem Strom von Freude: Immer seid Ihr die Stärkeren — — Dann aber muß sie wieder hinausgehen und weinen. Die Oberschwester begegnet ihr; sie gibt ihr sogleich frei: „Sie überanstrengen sich, Kind!“ Sie bittet spazieren gehen zu dürfen.

Nun sitzt sie allein auf dem Bänkchen unter den Birken. Sie denkt alle „Fälle“ durch, die sie erlebte. Sie weiß, sie muß das einmal tun.

Ihr Gefühl wird fast stumpf vor Schmerz. Da ist einer, dem fehlen beide Beine, und nun er fort ist, schreibt er ihr fast täglich. Da ist ein anderer grausam zerfleischt, eine Schulter fehlt, aber er lebt und kann sogar lachen. Sie erträgt alle Erinnerungen. Sie erträgt sie. Stunde um Stunde gibt sie sich hin allem Geschehen, Stunde um Stunde schreien die Hunderte, deren Gesichter sie kennt, durch sie: „Sinnlos!" Stunde um Stunde fühlt sie den Strom ihrer Liebe zu ihnen: „Gottgegeben." Stunde um Stunde begreift sie: „Kein Dank hilft euch." Stunde um Stunde sieht sie: Dank, Dienst, Liebe — nicht aber irrende, rechtende Auflehnung — nur Dienst, Dank, Liebe ist Geheiß und ihre Berufung. Sie steht allein vor Gott und dem Leiden, und sie weiß: Brücke sein zwischen beidem. Der Krieg fordert Unmenschliches von Männern, sie geben es bereit und klaglos — der Krieg fordert Letztes von uns — Hingabe der Seele und alle Kraft. Und es ist nicht schwer — vielleicht. „Immer Brücke sein zwischen Leid und Gott — auch dann noch, wenn das Opferschwert auf uns selbst niederfällt. Das ist Gebot." Sie lehnt sich nicht auf, sie versucht nur ganz zu wissen um ihre Berufung, damit sie sie erfülle. Aber sie weiß auch plötzlich: jede Formulierung ist letzten Endes unsinnig. Nur die große Zärtlichkeit, die große Bereitschaft, das ist es, was Gott von ihr will. Und sie lächelt, da ihr fast das Herz springt im Schmerze dieser Bereitschaft.

Dann wird sie müde wie ein Kind, läßt sich von der Bank gleiten und schläft ein. Über ihr steht im silbernen Himmel die zarte Sichel des zunehmenden Mondes.

*

Als sie erwacht, sitzt Heinz auf der Bank. Sie ist nicht verwundert, sie erhebt sich, geht auf ihn zu, legt ihre Hände auf seine Schultern: „Ohne dich hätte ich ihn nicht gefunden, den Weg, der fort von Überspannung und Auflösung führt." „Und wohin führt er weiter?" „Ich weiß noch nicht. In irdisches Land glaube ich — fort vom Hadern jedenfalls." Sie steht so schlank und zart gegen den Abendhimmel, und er liebt sie sehr. Seine Hände liegen um ihre Hüften, und plötzlich birgt er sein Gesicht an ihr. „Daß ich dich stütze, ist dein Geschenk, nein, deine Gnade für mich. Mir war nur damit zu helfen!" Sie streichelt sein Haar. „Das ist nicht wahr, Heinz. Ich bin auch noch ich!" „Das bist du, sonst könntest du nicht verschwenden. Aber wahr ist es doch." „Mache mich nicht zu einer Heiligen! Ich bin ein Mensch und will es sein." Er umfaßt sie fester, während sich Freude in seine Brust stürzt. „Und doch ist es dein größtes Geschenk!" Es durchschauert sie kältend, aber sie wehrt sich nicht gegen diese neue Forderung, sie sagt nur gequält: „Nicht zerdenken — nicht zerdenken,

Heinz!" „Nein, Else! Komm!" Sie lächelt schon wieder: „Die Armen, du, die dürfen nie etwas merken!" „Unterschätze sie nicht. Sie gönnen dir alles Gute!" Es durchzuckt sie, und sie schämt sich, zu klein von ihnen gedacht zu haben. Plötzlich fragt er in die Stille: „Schon so viele, und forderten sie nie mehr von dir?" Sie gibt traurig Antwort: „Einige — aber — wenn ich damit anfangen wollte — — Manchmal wußte ich nicht, was recht ist. Jetzt weiß ich es lange." Sie merkt, daß er schon während ihrer Antwort wo anders ist. Er hat dies manchmal, dies Schweifende, gerade nach Dingen, die ihm nahe gehen. Sie hat es schnell verstehen gelernt. Nun lauscht sie zu ihm hin, ihr ganzer Körper lauscht, ihre Hände, die sich über sein Haupt schmiegen. Und da spricht er schon, schwer sind die Worte und fallen einzeln in die lichte Dämmerung: „Ich — bin — ein — kranker — Mann —." Sie fühlt, daß er Entscheidung von sich fordert und daß sein Weg zu ihr doch anders ging; daß er hilflos ist vor der Zukunft. „Du wirst einmal gesund!" „Vielleicht, aber ich bleibe noch lange im Lazarett." Sie neigt sich zu ihm und küßt ihn: „Heinz — du — ich auch!" Ihre Stimme klingt froh, da lächelt auch er.

Sie gehen Hand in Hand zurück zu der Stätte, da sie wirken und leiden. Und jedes meint, von dem andern gestützt zu werden. Die junge Schwester schreitet ein wenig gebückt unter der Last ihrer Bereitschaft. Sie ahnt es, daß ihr Weg erst begann — — —

+

Kein Mannesgeschlecht wird den Kampf an der Front bis zum letzten Sieg durchfechten, wenn nicht ein hochgemutes Frauengeschlecht ihm die Seele aufrichtet und stärkt. Wir Männer werden nicht Söhne haben, denen wir, wenn unsere müde Hand einmal sinkt, getrost unser Werk überantworten können, wenn nicht Mütter sind, aus deren unverzagtem, gottvertrauendem Herzen sie Kraft und Zuversicht schöpften.

Wilh. Kottenrodt.

Die erwerbstätige Frau im Dritten Reich.

Von Alice Rilke, Dresden.

Schon in den Kampfzeiten des Nationalsozialismus stand die Frage seiner Einstellung zur Erwerbstätigkeit der Frau im Vordergrund der Erörterung fraulicher und volkswirtschaftlicher Fragen. Es war die beharrliche Behauptung der Gegner, daß der Nationalsozialismus im Falle seiner Machtübernahme die erwerbstätigen Frauen gewaltsam aus ihren Berufen entfernen und ihnen die Berechtigung zur Ausübung eines Berufes absprechen werde.

Diese Befürchtung war die willkürliche Auslegung der schon damals klar ausgesprochenen Absicht des Nationalsozialismus, die Familie als Keimzelle des Staates zu betrachten und in erster Linie zu fördern. Mit selbstverständlicher Folgerichtigkeit ergab sich aus dieser Einstellung die bevorzugte Wertschätzung der Frau als Mutter und die mit allen Mitteln zu erstrebende Arbeitsbeschaffung für den Mann als Familienvater.

Diese damals verkündeten Grundsätze sind in der Tat auch praktisch bestimmend geworden für die Erwerbstätigkeit der Frau im Dritten Reich.

Es konnte für keinen einsichtigen deutschen Menschen einen Zweifel darüber geben, daß alle Möglichkeiten erschöpft werden mußten, um der Masse langjährig erwerbsloser Familienväter zunächst wieder Brot und Lohn zu geben. Im Rahmen dieser Maßnahme wurde es nötig, die Frauenerwerbstätigkeit dort zu beschränken, wo der Verlust des Erwerbs keine unmittelbare Not verursachte und wo die Art der Tätigkeit den Mann als Arbeitnehmer geeignet erscheinen ließ.

Dieses Vorgehen war für die davon betroffenen Frauen naturgemäß mit Opfern aller Art verbunden. Die Aufgabe eines in jahrelanger Arbeit liebgewordenen Berufes, der Verlust persönlicher Selbständigkeit, die erneute Beanspruchung betagter Eltern oder sonstiger Angehöriger — das alles sind Dinge, die für die Betroffenen sicherlich nicht immer leicht zu nehmen waren. Es ging aber dabei eben um die Gesamtheit, um das Volk, das den Vätern seiner darbenden Familien Hilfe zu leisten hat und dafür Opfer erheischt.

Neben dieser vorübergehenden, von der Not dieser Zeit diktierten Maßnahme scheinen für die Lösung der großen Gegenwartsfrage „Frauenerwerbstätigkeit" drei Schichten berufstätiger Frauen bestimmend:

1. Frauen, die aus wirtschaftlichem Zwange berufstätig sind,
2. Frauen, die einem Beruf nachgehen, der ausschließlich durch Frauen ausgeübt werden kann,
3. Frauen, die aus innerer „Berufung" her einen Beruf haben.

Wo nicht die innere „Berufung" bestimmend ist, sondern ausschließlich der wirtschaftliche Zwang, handelt es sich um Frauen, die gar nicht den Beruf gesucht haben, sondern den Erwerb. Zu ihnen zählen zunächst diejenigen Ehefrauen, deren Männer als Ernährer gar nicht oder nur ungenügend wirksam sein können, so daß die Frau gezwungen ist, zur Aufbesserung des Familieneinkommens mitzuverdienen. Ist diese Ehefrau noch Mutter, so stellt sie jenen tragischen Typ der Frau dar, die sich aus tiefstem Verantwortungsbewußtsein in doppelter Arbeit verzehrt — „eine Kerze, die an beiden Enden brennt . . .". Für sie ist die Ablösung von der Ausübung des Erwerbs die Erlösung. In der Absicht, diesen Frauen ihre Kraft für ihre Familie und sich selbst zu erhalten, ist der neue Staat bestrebt, jedem Familienvater ein menschenwürdiges Existenzminimum zu schaffen.

Andere Angehörige dieser Schicht erwerbstätiger Frauen sind jene jungen Mädchen, die zwischen Schulentlassung und erwarteter Eheschließung einen Erwerb ausüben müssen, um den elterlichen Haushalt zu entlasten und für ihre eigene Zukunft zu verdienen. Unter ihnen befinden sich im allgemeinen wenige, die nicht gern geneigt wären, den Erwerb gegen die Ehe einzutauschen. Wie sehr es ihnen lediglich um die Beseitigung hemmender wirtschaftlicher Schwierigkeiten geht, zeigt die über alle Erwartungen hohe Zahl der angeforderten staatlichen und privaten Ehestandsdarlehen. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, diese jungen weiblichen Kräfte an Stellen unterzubringen, an denen sie für Haushaltsführung und künftige Mutterschaft vorbereitet werden, muß freilich auf der anderen Seite alles getan werden, der männlichen Jugend die Frühehe zu erleichtern.

Völlig anders liegt dagegen die Situation für die erhebliche Anzahl der Frauen, die aus sachlichen oder persönlichen Gründen zur Schließung einer Ehe nicht gelangen, also auf den eigenen Erwerb angewiesen sind. Für sie ist die Frage des Erwerbs schlechthin die Frage ihres Lebens. Ihre Millionenzahl stellt einen wesentlichen Teil des erwerbstätigen deutschen Volkes dar und damit einen Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Angesichts dieser Bedeutung muß die Leichtfertigkeit und Unüberlegtheit erschrecken, mit der von bestimmten Kreisen das Schicksal dieser Frauen betrachtet wird. Ohne Rücksicht auf das Lebensrecht jedes deutschen Volksgenossen, ja ohne Verständnis für die notwendige

Ordnung unseres Wirtschaftslebens, wird ihre Arbeit als schädlich bezeichnet und gelegentlich der radikale Abbau aller erwerbstätigen Frauen verlangt.

Ein Staat, der, wie der unsrige, nach Ordnung und Stabilität mit allen Mitteln ringen muß, kann kein Interesse haben an der Heranbildung eines neuen Erwerbslosenheeres. Er hat ebenfalls kein Interesse an der Wiederherstellung jenes bedauernswerten Typs der „alten Jungfer", der „sitzengebliebenen" Frau, die sich mit Handarbeiten und Klavierspielen mühsam ihre Zeit vertrieb. Er hat vielmehr größtes Interesse an tatfrischen Menschen, die an irgendeiner Stelle eine positive Arbeit tun.

In Erkenntnis dieser Tatsachen haben namhafte Führer der nationalsozialistischen Bewegung immer wieder vor Mißdeutungen und übereilten Handlungen gewarnt. Der nationalsozialistische Staat ist der festen Überzeugung, daß die erwerbstätige Frau an unzähligen Stellen im deutschen Wirtschaftsleben segensvoll wirken kann, ja geradezu unentbehrlich ist. In dem Bestreben, zunächst auch in der erwerbstätigen Frau die mütterlichen, helfenden Kräfte zur Entwicklung zu bringen, wird sie in erster Linie auf das soziale Gebiet verwiesen. Aber weit darüber hinaus sind zahlreiche Stellen auch auf wirtschaftlichen Gebieten als durchaus für Frauen geeignet anzusehen.

Nur wenige erwerbstätige Frauen schaffen für sich selbst. Nach Millionen zählen diejenigen, die mit ihrem Einkommen alte Eltern oder sonstige Familienangehörige mit ernähren. Es hängt daher von der Möglichkeit ihrer Erwerbsausübung meistens nicht nur ihr eigenes, sondern das Schicksal mehrerer Menschen ab. Allein diese Tatsache macht die Forderung notwendig, daß der Abbau erwerbstätiger Frauen keineswegs erfolgen darf ohne ausführliche Nachprüfung ihrer sozialen Verhältnisse. Bei der daraus folgenden Entscheidung wird eine Auffassung einzuschließen sein, der bereits die Grundsätze der Reichsregierung über das Doppelverdienertum den Weg bereitet haben: nämlich, daß die Pension oder das mäßige Vermögen alter Eltern keine „gesicherte Existenz" darstellt, die zur Entlassung berechtigen könnte. Die Versorgung lediger, sich im vorgeschrittenen Alter befindender Töchter durch die Eltern ist für beide Teile ein hartes Schicksal, das insbesondere bei den letzteren zu völliger Lebensentmutigung führen kann. In diesem Zusammenhang scheint es besonders gefahrvoll, Frauen, die bereits jahrelang in einem Erwerb standen, aus ihrer Arbeit zu entfernen und sie der Versorgung durch Eltern oder sonstige Angehörige zu überlassen.

Da diese Ernährer durch Tod oder sonstige Umstände jederzeit wieder wegfallen können, werden die aus ihrem Beruf gegangenen Frauen nachher erneut vor die Notwendigkeit gestellt, sich ihr Leben zu verdienen. Nun mag vielleicht die 18—22 Jährige eine Aussicht auf Wiedereinstellung haben — bei der älteren Frau aber hat die Unterbrechung der Erwerbstätigkeit in den allermeisten Fällen die völlige Unmöglichkeit der späteren Wiedereinstellung zur Folge. In verhältnismäßig jungen Jahren muß sie damit rechnen, als „zu alt" bezeichnet zu werden, um dann, existenzlos, der öffentlichen Fürsorge anheimzufallen.

In einer Ausnahmestellung besonderer Art befindet sich die sog. „weibliche Kriegsgeneration". Es sind das die Frauen des Alters von Anfang 30 und darüber, für die Heiratsmöglichkeiten so gut wie gar nicht mehr bestehen. Sie wären verheiratet und die meisten von ihnen wären Mütter, aber die Männer, die die Väter ihrer Kinder geworden wären, liegen in den Gräbern der Schlachtfelder. Diesen zurückgebliebenen Frauen, die das wahre Glück ihres Frauenlebens geopfert haben, ist wohl ein Stück vom Dank des Vaterlands gewiß. Ihnen sind in erster Linie Arbeitsmöglichkeiten bereitzustellen, denn gerade für sie stellt der Ausruf, die Frau möge „ins Haus gehen", eine schmerzliche Unbedenklichkeit glücklicherer Menschen dar. Dieses Haus muß eben überhaupt da sein! Wo das nicht der Fall ist, wo die leidvolle Entbehrung von Heim und Familie allein schon Glücklosigkeit bedeutet, muß der Frau die Ausübung eines Erwerbs bevorzugt ermöglicht werden. Diese Einsicht sollte sich allen denjenigen mitteilen, die so schnell geneigt sind, den erwerbstätigen Frauen ihre Existenzrechte zu bestreiten oder zu neiden. Es braucht noch keine Tat darzustellen, in einer geschützten Ehe die notwendige Versorgung zu genießen. Es ist aber sehr wohl eine Tat, sich allein, durch eigener Hände Kraft sein Leben zu erhalten und damit seinen Teil zur Ordnung des deutschen Volkslebens beizutragen.

Gleichzeitig mit den Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates, wirtschaftliche Ehehindernisse zu beseitigen, wird sich im Laufe der Jahre der durch den Krieg hervorgerufene Männermangel wieder ausgleichen. Damit werden äußere Wirkungen nach und nach gemildert. Es darf aber nicht vergessen werden, daß gewisse innere Gründe, die von der Schließung einer Ehe abhalten, immer bleiben werden. Das vertiefte Gefühlsleben der Frau, das Bewußtsein, in der einmal abgeschlossenen Ehe nachher den einzigen Lebenssinn zu erblicken, der mütterliche Instinkt, ihren künftigen Kindern den auch wertvollen Vater zu geben, erlegt ihr für den Abschluß einer Ehe mehr Hemmungen auf, als dem Manne. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, die darauf verzichten,

„um jeden Preis" zu heiraten, nur um überhaupt verheiratet zu sein. Ihr innerer Widerstand gegen eine nur aus Zweckmäßigkeitsgründen geschlossene Ehe ringt sich durch alle Versuchungen und bitteren Kämpfe hindurch zu dem Entschluß, unter Verzicht auf die Ehe allein durch das Leben zu gehen. Erfüllt von dem Drange, die Kräfte ihres fraulichen Wesens dennoch zum Wirken kommen zu lassen, werden diese Frauen dann oft hervorragende Vertreterinnen eines Berufs, in dem sie über den Kreis einer Familie hinaus Segen verbreiten.

Ihnen stehen alle diejenigen Berufe offen, deren Ausübung den besonderen Wesenseigenschaften der Frau bestmöglichste Erfüllung bietet. Ist die Frau in allen sozialen und hauswirtschaftlichen Berufen unentbehrlich, so findet sie beispielsweise als Erzieherin oder Ärztin Aufgaben, die nur durch sie zu erfüllen sind. Eben die hohe Bedeutung, die der Nationalsozialismus der Familie und der Nachkommenschaft des Volkes beimißt, erschließt der berufstätigen Frau als Betreuerin einzigartige und ausgesprochen frauliche Aufgaben.

Vor schwere innere Entscheidungen stellt die Gegenwart diejenigen deutschen Frauen, die schon bisher die Ausübung eines bestimmten Berufes als „Lebensberufung" empfunden haben, oder die ihn zur Zeit als junge Menschen auf Grund einer ganz bestimmten, konzentrierten Begabung erstreben müssen. Im Gegensatz zu ihren erwerbstätigen Mitschwestern, die geneigt sind, sich bei der Eheschließung aus dem Erwerbsleben zurückzuziehen und ihren Arbeitsplatz freizumachen, empfinden sie den Beruf nicht als Provisorium, sondern als höchste Lebensaufgabe, für die sich ihnen eine ganz bestimmte Perspektive aufzeigt. In einer Zeit, in der auch das Recht auf Arbeit und deren Notwendigkeit vom Gesamtwohl des Volkes her bestimmt werden müssen, ringen sie ehrlich um eine innere Klärung über die Art, mit der sie ihrem Volke am besten dienen. Es wäre eine schwere Verkennung nationalsozialistischer Weltanschauung, wenn dem Wirken berufener weiblicher Kräfte, deren Begabung über das Haus und die Familie hinausweist, ein gewaltsames Ziel gesetzt würde. Wie nie zuvor ist unser Volk zur Zeit angewiesen auf die bestmöglichste Leistung des einzelnen, sei es Mann oder Frau. Die göttliche Macht, die an Menschen Begabungen als Gnade gab, hat sie nicht verschenkt, daß sie unverbraucht bleiben, sondern damit sie sich verschwenden. Das fühlt die Frau, der dieses Gnadengeschenk zuteil wurde, in tiefster Verantwortung für ihr Volk . . .

Wo aber eine Gnade sich auswirkt, geschieht es zum Segen und nicht zum Schaden. Millionenfach wirkt sich im deutschen Volke segensvoll die Arbeit erwerbstätiger Frauen aus. Und in ihrem Bewußtsein steht —

wie in dem der deutschen Mütter — unverbrüchlich fest der Wille, ihrem Volke zu dienen.

Es ist der oberste Grundsatz nationalsozialistischer Staatsführung, die besten Kräfte der Nation an den richtigen Stellen zur Entwicklung zu bringen. Von dieser Auffassung her wird auch der Einsatz der erwerbstätigen deutschen Frauen bestimmt, wenn die jetzige Übergangszeit überwunden sein wird, in der es „ohne unmenschliche Härten" nicht geht. Daß es eine Übergangszeit ist, weiß die deutsche Frau und bringt dafür täglich Opfer. Wachsamkeit aber dafür, daß Grundsätzliches nicht verzerrt und entstellt wird, ist heilige Aufgabe eines Volkes, das seine Gesundung an allen Stellen und mit allen Mitteln betreiben will und muß.

+

In der Hingabe des eignen Lebens für die Existenz der Gemeinschaft liegt die Krönung allen Opfersinns. Gerade unsere deutsche Sprache aber besitzt ein Wort, das in herrlicher Weise das Handeln nach diesem Sinn bezeichnet: Pflichterfüllung. Das heißt nicht sich selbst genügen, sondern der Allgemeinheit dienen.

Dies ist Pflicht. Adolf Hitler.

Die Frau in der sozialen Arbeit.

Von Hildegard Villnow.

Durch die Neugestaltung des gesamten Volks- und Staatslebens hat auch die soziale Arbeit einen anderen Inhalt und größere Bedeutung erhalten. Neue Arbeitsgebiete haben sich ihr durch die Förderung und Bejahung aller gesunden Volkskräfte erschlossen, während auf der anderen Seite die übertriebene Betreuung alles Schwachen und Kranken bekämpft und eingeschränkt ist. Nationalsozialistische Wohlfahrtspflege ist heute schon zu einem festumrissenen Begriff im deutschen Volk geworden.

Die soziale Arbeit in all ihrer Vielgestaltigkeit war von jeher das Aufgabengebiet der Frau. Hier kann auch die unverheiratete berufstätige Frau ihre mütterlichen Kräfte entfalten und durch ihren Einsatz für den einzelnen dem Ganzen dienen. Die soziale Arbeit stellt an die Persönlichkeit jeder einzelnen Mitarbeiterin und Helferin sehr hohe Anforderungen. Sie verlangt neben pädagogischen Fähigkeiten und fachlichen Kenntnissen eine innere Einstellung zur restlosen Hingabe und Dienstbereitschaft. Nur dann wird sie den Weg zu dem Herzen der Menschen finden. Erst wenn die Sozialarbeiterin eine volkserzieherische Aufgabe, die Erziehung zur Familien- und Volksgemeinschaft, erfüllt, wird sie zu einem wichtigen Faktor in dem Aufbauwerk unseres Führers. Die Sozialarbeiterin muß daher den Blick frei behalten für die großen Zusammenhänge des gesamten Volkslebens und darf nicht über der Not des einzelnen das Wohl des ganzen Volkes vergessen. Sie muß sich daher wie keine andere Berufsarbeiterin verbunden fühlen mit der nationalsozialistischen Bewegung.

So vielgestaltig die Arbeitsmöglichkeit in der sozialen Arbeit ist, so verschiedenartig sind auch die Menschen, die sich für sie ausbilden lassen. Auf den sozialen Frauenschulen kommen die Schülerinnen aus allen Volks- und Berufskreisen zusammen. Es stehen hier nebeneinander die Volksschülerin neben der Abiturientin, die ehemalige kaufmännische oder hauswirtschaftliche Angestellte neben der Erzieherin, Kindergärtnerin oder der ausgebildeten Schwester. Sie alle müssen schon eine Ausbildung oder langjährige Bewährung in einem Beruf nachweisen, bevor sie in zweijähriger Seminarzeit als Wohlfahrtspflegerin ausgebildet werden können. Auch diese Ausbildung muß der neuen Zeit Rechnung tragen und vom nationalsozialistischen Geist bestimmt sein.

Der Unterricht muß von den praktischen Erfahrungen der einzelnen ausgehen und für die praktische Arbeit erziehen. Selbstverständlich muß jede Wohlfahrtspflegerin die verschiedenen Gesetze auf allen einschlägigen Gebieten kennen, sie muß sie aber auch anzuwenden lernen.

Bei der Durchführung aller bevölkerungspolitischen, gesundheitsfördernden und vorbeugenden Maßnahmen hat die Sozialarbeiterin als wichtigste Mitarbeiterin des Arztes zu wirken. Der Gedanke der Gesundheitsführung muß als etwas völlig Neues ins Volk getragen werden. Er hat durch eine Reihe neuer Gesetze bereits einen Niederschlag gefunden. Ich erinnere hier an das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und an die Neugliederung des gesamten Gesundheitswesens. Diese Maßnahmen erfordern den restlosen Einsatz der Sozialarbeiterin und von den erprobten älteren Fachkräften eine unerhörte Umstellung in ihrer bisherigen Arbeitsmethode. Aufgaben der fachlichen und weltanschaulichen Schulung der Berufskräfte wird es daher sein, ihnen ihre Umstellung zu erleichtern.

Auch die übrigen Fürsorgezweige sind von einem anderen Blickfeld aus zu sehen. Die nationalsozialistische Wohlfahrtspflege lehnt das Spezialistentum auf dem Gebiet der Fürsorge ab. Weil die nationalsozialistische Weltanschauung von der Familie als der Keimzelle des Staates ausgeht, stellt die nationalsozialistische Wohlfahrtspflege die Familienfürsorge in den Mittelpunkt der sozialen Arbeit. Sie sieht den hilfsbedürftigen Volksgenossen nicht als Einzelwesen, sondern als Teil seiner Familie. Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die erforderlichen Maßnahmen zu treffen.

Innerhalb der Familienfürsorge wird der gesamten Jugendhilfe besondere Aufmerksamkeit zufallen. Die heranwachsende Generation unseres Volkes gesund zu erhalten oder gesund zu machen, wird erste Aufgabe aller sozialen Arbeit sein. Jede Fürsorgerin wird es dankbar begrüßen, wenn sie sich in ihrer Arbeit wieder mehr als bisher auf den erbbiologisch gesunden Jugendlichen einstellen und dort ansetzen kann, wo wirklich aufbauende Zukunftsarbeit geleistet wird.

Am umfassendsten kann die ländliche Wohlfahrtspflegerin die Familienfürsorge gestalten. Sie gewinnt am besten durch ihre Arbeit Einfluß auf das ganze Leben der Landbevölkerung, wenn sie einmal ihr Vertrauen besitzt. Besonders wichtig ist ihre Aufklärungs- und Erziehungsarbeit auf gesundheitsfürsorgerischem Gebiet. Sie muß aber ebenso die Beraterin der Eltern in allen Erziehungsfragen werden, wie die Kulturträgerin für ländliches Brauchtum.

Das letzte gilt besonders für die Siedlungshelferin, die in unmittelbarer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft den Kampf der Siedlerfamilien um die eigene Scholle unterstützt und eine unentbehrliche Helferin der Siedlerfrauen geworden ist.

Auch bei der weiblichen Arbeitsvermittlung und der Berufsberatung muß der Einfluß der Frau gefestigt und erweitert werden. Es geht hier nicht um schematische Arbeitszuweisung oder um die Beratung, welcher Beruf am „aussichtsreichsten" ist. Vielmehr kommt es darauf an, den arbeitsuchenden Volksgenossen dort einzusetzen, wo er seinen Kräften entsprechend der Volksgemeinschaft am besten dienen kann. Diese Aufgabe ist im Hinblick auf die jahrelange Arbeitslosigkeit mit einer unerhörten erzieherischen Aufgabe verbunden.

Ein anderes, noch ausbaufähiges Arbeitsfeld ist die Betriebs- oder Fabrikpflege. Auch hier soll die Sozialarbeiterin den Kampf um den arbeitenden Menschen mitführen. Ihre Arbeit gilt vor allen Dingen den arbeitenden Frauen und Mädchen in den Betrieben. Sie erfordert eine Kenntnis der Fabrikarbeit und ein feines Taktgefühl und Einfühlungsvermögen in die Psyche der Belegschaft.

Eine neue aufbauende Arbeit erschließt sich für die Sozialarbeiterin in dem von dem Amt für Volkswohlfahrt ins Leben gerufenen Hilfswerk für Mutter und Kind. Es soll neben aller persönlichen Hilfe für die einzelne Mutter, für ihre Kinder und damit für ihre Familie die bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Reichsregierung unterstützen. Das Hilfswerk baut auf dem Willen und der Erziehung zur Selbsthilfe auf. Die Mitarbeit der Sozialarbeiterin der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege ist nötig, wenn dieses Ziel erreicht werden soll.

Eng mit der erzieherischen Arbeit des Hilfswerkes hängt das Gebiet der Mütterschulung zusammen, bei der die Sozialarbeiterin ebenfalls wichtige Mitarbeit leisten muß. Durch ihre tägliche Arbeit kennt sie die Nöte der Frauen und Mütter und weiß, daß sie oftmals durch fehlende Kenntnisse bedingt sind. Die Wohlfahrtspflegerin ist deshalb eine unentbehrliche Mitarbeiterin für die Mütterschulung. Sie muß daher für diese Aufgaben methodisch geschult werden.

Darüber hinaus müssen der jungen Sozialarbeiterin noch andere Aufgabengebiete erschlossen werden, Arbeitsgebiete, die mit „Fürsorge" im alten Sinne nichts zu tun haben, die aber im jungen Deutschland zu einem wichtigen Erziehungsfaktor geworden sind: die Mitarbeit als Führerin im Frauen-Arbeitsdienst und im Landjahr. Der Jugendleiterin sind diese Arbeitsgebiete durch ihre anders gestaltete Ausbildung im allgemeinen leichter zugänglich als der Wohlfahrtspflegerin. Wenn diese

jedoch selbst als Arbeitsdienstwillige im Lager mitgearbeitet oder als Siedlungs- oder Landhelferin in vorderster Front gestanden hat, wird sie bei richtiger Schulung eine wertvolle Arbeitskraft auf diesem Gebiete sein. Sie wird dann die lebendige Beziehung zum gesunden Volksleben nicht verlieren, weil ihre spätere Arbeit entscheidend bestimmt wird durch ihre ersten Eindrücke.

Man kann heute nicht über die soziale Frauenarbeit sprechen, ohne die Frauen zu erwähnen, die neben ihren Pflichten als Hausfrauen und Mütter aus ihrer nationalsozialistischen oder religiösen Weltanschauung heraus sich mit beispielloser Hingabe als ehrenamtliche Helferinnen in den Dienst der sozialen Arbeit stellen. Nicht zuletzt ist es ihnen zu verdanken, wenn die Gedanken der nationalsozialistischen Wohlfahrtspflege Wirklichkeit und die großen Hilfswerke durchgeführt werden konnten.

Für die fachlich ausgebildete Sozialarbeiterin ergibt sich hier eine große, verantwortungsvolle Aufgabe. Sie muß alle einsatzbereiten Kräfte ihres Arbeitsbereiches einzuspannen verstehen und durch ihre Mitwirkung bei der erforderlichen Schulungsarbeit den Helferinnen ihres Bezirkes das nötige Rüstzeug für ihre Arbeit geben; nicht durch große theoretische Vorträge, sondern durch praktische Arbeitsanweisungen.

Der Staat hat bereits durch verschiedene Erlasse die Arbeit der Frau auf allen Gebieten der sozialen Fürsorge sichergestellt und sich scharf gegen den übermäßigen Abbau fürsorgerischer Kräfte gewandt, der in den ersten Monaten nach der Machtübernahme Platz griff. Die deutsche Frau und Sozialarbeiterin ist stolz auf die ihr damit zugewiesene Aufgabe: den Dienst am Volk.

Ein Wort unseres Führers soll uns allen die Bedeutung der sozialen Arbeit für die Erhaltung des deutschen Volkstums zeigen und uns eine hohe Verpflichtung für den restlosen Einsatz aller Kräfte sein:

„Ein Volk aber, von dem die eine Hälfte elend und abgehärmt oder sogar verkommen ist, gibt ein so schlechtes Beispiel, daß niemand Stolz darüber empfinden soll. Erst wenn ein Volkstum in allen seinen Gliedern an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu jenem hohen Gefühl steigern, das wir mit Nationalstolz bezeichnen. Diesen höchsten Stolz wird aber auch nur der empfinden, der eben die Größe seines Volkstums kennt."

Die Mutter.

Erzählung von Irmela Linberg.

Das also war sie — die Mutter! . . . Nein, so hatte Frau Henning sich die Frau allerdings nicht vorgestellt, als die junge Führerin im Arbeitsdienst, Anneliese, Anfang Juli die beiden Mansardenzimmer in ihrem Lehmhäuschen gemietet hatte. Natürlich nicht für sich, denn sie selbst wohnte mit den anderen im Lager. Aber während der Ferien wollte sie die Mutter und den jüngeren Bruder hier in ihrer Nähe haben. Und diese wohnten nun da.

Obschon Frau Henning bereits einige Tage Zeit gehabt hatte, sich an die schwerfällige, etwas beleibte Dame mit dem breiten Scheitel, der sich wie ein rosa Weg durch das zu beiden Seiten abfallende Haar zog, zu gewöhnen, mußte sie doch immer wieder darüber nachsinnen, warum diese Mutter der Tochter Anneliese eigentlich in keinem Zuge ähnlich war. Ihre Großmama — ja, das hätte sie vielleicht sein können! War sie nicht eine vollkommene Greisin? — Jedoch, schließlich konnte man sich täuschen! Der Weltkrieg hatte ihr, ebenso wie Frau Henning in Frankreich den Mann geraubt: — den frühen Verlust des Vaters hatte Anneliese einmal beiläufig erwähnt. An solchem Schlage mochte die arme Witwe wohl derart früh gealtert sein . . .

Im übrigen war Frau Kühn ein stiller, freundlicher Gast, mit dem man nicht viel Mühe hatte. Sie stand mit Tagesanbruch auf und hatte von sich aus vorgeschlagen, den Kaffee gemeinsam mit der Hausfrau zu nehmen. Hochmütig, wie die Städterinnen es sonst zu sein pflegten, war sie demnach nicht. Auch zeigte sie keinerlei Neugierde und steckte die Nase nicht, wie frühere Sommerfrischlerinnen, in Ställe und Schuppen, Kessel und Bratpfannen, sondern tat und redete nur das Notwendigste.

Vorsichtig hatte Frau Henning ein wenig in sie zu dringen versucht.

Die Kinder wären einander auffallend ähnlich. Sie schlügen jedoch, wie es den Anschein hätte, wohl mehr dem dahingegangenen Vater nach.

Ja, der Meinung wäre Frau Kühn auch . . .

Ein schreckliches Los, so jung schon den Ernährer zu verlieren —

Gewiß, es sei hart . . .

Den beiden sähe man aber in keiner Weise an, daß sie Kriegskinder wären . . . Sie hätten der Mutter wohl in gesundheitlicher Hinsicht nicht allzuviele Sorgen bereitet . . .

Nein. Und in jeder anderen auch nicht. Ein rechtes Gottesgeschenk seien die beiden ihr geworden, für das zu danken sie alle Tage von neuem Ursache hätte. Was wäre ihr Leben vorher — ohne diese Himmelsgabe — gewesen . . . Nichts als ein gehaltloser Alltag . . .

Natürlich, sie, Frau Henning, könne das gut nachfühlen! So junges Blut vermöge einer Frau im Dasein manches zu ersetzen, niemals jedoch wohl den verlorenen Gatten. Ach — bitter, bitter sei es, als Kriegerwitwe zurückzubleiben. — Nun — darüber brauche sie ja keine Worte zu machen, Frau Kühn wüßte ja selber, wie es täte . . .

Aus Frau Hennings hellen Augen fielen zwei klare, runde Tränen.

An dieser Stelle aber hatte sich das Unglaubliche, das Unerhörte ereignet, daß Frau Kühn — diese so ehrbar ausschauende weißhaarige Dame — ihr seelenruhig und ohne Umschweife gestanden hatte, sie könne darüber nicht gut mitsprechen, da sie nie verheiratet gewesen sei, obschon sie bei einem gewissen Anlaß den Frauentitel angenommen habe.

Frau Henning war starr gewesen über diese unverfrorene Eröffnung. Was doch in den städtischen Kreisen für Ansichten und Zustände herrschen mußten! Man führte nicht nur ein sittenwidriges Lasterleben, man redete sogar mit der größten Offenherzigkeit und Selbstverständlichkeit darüber . . . Die armen, armen Kinder — diese hübschen, offenblickenden und so unschuldig dreinschauenden Geschöpfe — ob sie es auch wußten? — Frau Hennings Phantasie verstieg sich zu den wildesten Gedanken. — Ob sie überhaupt von ein und demselben Vater abstammten? Ob der wirkliche Erzeuger dieser bedauernswerten Waisen überhaupt festgestellt war? — — Nein, wer hätte sich so etwas träumen lassen!

Ein paar Tage irrten ihre Gedanken gleich verflogenen Vögeln um die auf einmal so fragwürdig gewordene Person ihrer Mieterin. Sie erwog, ob sie nicht der Gemeinde gegenüber verpflichtet war, ihr auf der Stelle zu kündigen, oder gar die Tür zu weisen mit den Worten: „Fort aus meinem sauberen Heim!" So oder ähnlich verfuhr man wohl in derartigen Fällen.

Grübelnd und in sich gekehrt schmiedete Frau Henning allerhand finstere Pläne, wagte es indessen nicht, jemand ins Vertrauen zu ziehen. Welche Schande, wenn die Nachbarschaft davon erführe!

Und inzwischen stieg Morgen um Morgen goldklar und duftend aus kurzen, sternerhellten Nächten, und Frau Kühn begrüßte an jedem neuen Tage mit der gleichen harmlos gütigen Freundlichkeit ihre Wirtin beim Kaffeetisch, so daß diese allmählich wieder geneigt war zu glauben, sie habe sich am Ende bloß verhört und das Mißverständnis würde bei

Gelegenheit schon auf die allernatürlichste Weise seine Aufklärung finden. So beruhigte sie sich selbst darüber von Tag zu Tag mehr. — — —

Jetzt stand der Erntemond auf seiner Höhe. Glasklar leuchtete der wolkenlose Himmel, und in das Weinlaub an der Freitreppe, wo die Mahlzeiten eingenommen wurden, hatten sich schon einige rote Blätter eingeschlichen. Die Roggenmahd war in vollem Gange. —

Frau Henning schenkte zum zweiten Male den Kaffee ein. Kurt, der Untersekundaner, blinzelte, den runden Kopf auf die Arme gelegt, in den flimmernden Glast des Sommertages, während er eine lange, gebogene Brotrinde langsam in den Mund zog.

„Sitzt man so, Junge?" ermahnte die Mutter leise.

Kurt räkelte sich auf die andere Seite, griff nach einer Tomate und erklärte langsam, tief überzeugt: „Darauf, Muttel, kommt es jetzt wirklich nicht an. Der Führer vom Lager in Reiken meint das auch. Gestern noch haben wir uns über dies Thema unterhalten. Weiß du, was er sagte? Manieren — so heißt ja wohl das eklige Fremdwort welscher Abstammung — also Manieren wären in unserer gewaltigen, alles umstürzenden Zeit ein vollkommen unnützer Ballast. Das Herz müßte einer auf dem rechten Fleck haben und die Hand am Gewehr. Ja, so sagte er. — Ist übrigens ein ganz famoser Mann, unser Lagerführer Schulze. Bin stolz auf seine Freundschaft. Früher ist er Steuermann auf einem Australiensegler gewesen . . . Ja, der hat mehr von der Welt gesehen, als wir alle zusammen . . ."

Kurt zog aus der hinteren Tasche seiner kurzen, schwarzen Jungvolkhose das Fahrtenmesser mit der Aufschrift „Blut und Ehre" und spaltete damit einen Rettich.

„Schade um den guten Dolch", meinte er dabei, „der müßte andere Aufgaben erfüllen."

„Welche denn?" erkundigte Frau Henning sich ein wenig ängstlich.

„Nun", sagte der Knabe, und seine Stimme schwankte zwischen herrisch Wildem und träumerisch Sanftem: „das Vaterland verteidigen zum Beispiel, oder — seine Mutter beschützen . . ."

„Mir wird ja keiner etwas anhaben", meinte Frau Kühn beschwichtigend und sah den Sohn zärtlich an.

„Das ist es ja eben —" seufzte der Schüler fast bedauernd, spießte ein Stück Rettich auf und schob es zwischen die gesunden Zähne. Dann fragte er: „Rohkost ist doch sehr gesund, Muttel, nicht wahr?"

Dabei versenkte er den kleinen Dolch in die Lederscheide und erhob sich mit eckigen Bewegungen.

„Hat gut geschmeckt, Frau Henning", lobte er. „Danke schön! Anständigen Käsekuchen verstehen Sie zu backen — das kann man wohl sagen . . . Brauchst du mich noch, Muttel?"

„Nicht daß ich wüßte —"

„Dann werde ich den Fritz um sein Fahrrad bitten und nach Reiken gondeln . . ."

„Fritz!" beeilte sich die Hausfrau dienstfertig nach ihrem Sohn zu rufen.

„Lassen Sie nur —" winkte Kurt ab. „Er ist im Schuppen. Ich hole mir das Rad schon selber von ihm. In Reiken helf' ich jetzt nämlich tüchtig mit. Kamerad Schulze hat es mir erlaubt. Er sagt, ich wär' ihm genau so willkommen, wie seine Dienstpflichtigen. Freiwillige schafften sogar noch mehr — das wäre seine Meinung. Wir roden ein Stück Heide. Stubben raus und so . . . Na, Sie kennen das ja, Frau Henning . . . Schade, daß Reiken so weit ist. Müßtest es dir sonst mal anschauen kommen, Mutz. Das kriegst du nämlich auf'm Asphalt nicht zu sehen . . ."

„Tu dir nur nicht zu viel —" ermahnte die alte Frau, „sollst dich ja auch ein bißchen von der Schule erholen . . ."

„Wird nebenbei gemacht", lachte er. „Dafür allein ist die Zeit heute zu kostbar . . ."

Er sprang mit einem Satz über die fünf Stufen der Vortreppe in den Garten hinunter und schlenderte laut pfeifend davon.

„Ein flinker Junge", äußerte Frau Henning und schob der Mutter einladend nochmals die Schüssel mit Selbstgebackenem zu.

„Etwas unreif noch für seine sechzehn Jahre —" sagte diese leicht bekümmert.

„Das ist bei den Bengeln nun mal nicht anders. Bis mein Fritz trocken hinter den Ohren wurde, hat's auch seine gute Weile gehabt . . . Ein Mädel von sechzehn und ein Junge — das macht einen großen Unterschied!"

„Sie haben recht", bestätigte Frau Kühn. „Wenn ich an Annelie denke — damals . . . Die war bereits eine richtige kleine Frau . . . Eigentlich war sie das sogar immer — schon als Kind . . ."

Sie sann still in sich hinein.

„Ja — Ihre Annelie —" bekundete Frau Henning eifrig. Auf das Mädel können Sie sich wahrhaftig was einbilden! Am ersten Tage, als sie mir vor Augen kam, hat sie mein Herz erobert. Überhaupt — seit wir auf dem Gut das Arbeitslager bekommen haben, ist das ein ganz neues Leben in unserm Dorf geworden. Früher — die Stille, die ge-

drückten Mienen, die Klagen, die Unordnung — jetzt: morgens Gesang und mittags — um die Vesperstunde und beim Abendläuten ... Und immer sie an der Spitze, bei der Arbeit und beim Spiel. Aber schaun Sie, wenn man vom Wolf spricht — — —"

Mit geschulterten Rechen, die Haare unter weiße Kopftücher gebunden, zog eine Schar von Mädchen in Reihen zu Viert die Dorfstraße entlang.

„Wir säen grüne Saaten, wo and're Unkraut sä'n,
Wir woll'n als Werksoldaten getreu zur Heimat stehn!"

sangen sie mit ihren lauten, hohen Stimmen.

Das Lied hallte wieder von den Lehmwänden der Katen, die Holzpantinen klapperten den Takt dazu. Barfüßige, bestaubte Kinder liefen in Scharen neben dem Zuge her. Einige Braunhemden riefen winkend ihr kräftiges „Heil!".

Die junge Führerin Anneliese, der eine blonde Haarlocke — dem bergenden Tuch entglitten — über die gebräunte Stirne wehte, reckte straff den Arm zu Dank und Gegengruß, während ihre Augen ruhig und ein wenig fern die sich bergan schlängelnde Straße sichteten. Ein kurzes, helles Kommando aus ihrem Munde brachte den Zug zum Halten.

Das von ihr angerufene großgewachsene Mädchen trat vor.

„Anna übernimmt die Führung! Wenn Ihr zurückkommt, Anna, schließe ich mich euch wieder an."

Die Gartenpforte knarrte. Anneliese warf die Schuhe in weitem Bogen zur Seite und lief, während die Mädchen schon weitergingen, barfüßig über den warmen, glitzernden Kies der Veranda zu.

„Da bin ich, Liebste! Habe mich für eine halbe Stunde freigemacht. Hier — das ist für dich!"

Sie legte der Mutter einen großen Strauß frischgepflückter Kornblumen in den Schoß.

„Mußte dir doch Glück wünschen und als erste am Tag einen Kuß geben ... Kurt, der Schlingel, hat das sicher versäumt ..."

„Er gratulierte mir schon vom Bett aus", verteidigte Frau Kühn den Abwesenden.

„Na wenn schon! Also Heil und Sieg! Auf daß du uns noch weitere sechsundsechzig Jahre erhalten bliebest!"

Frau Henning fühlte einen leichten Schwindel. Hatte sie recht vernommen? Sechsundsechzig? Und der Junge — — — erst sechzehn? — — Ja — wie war denn das möglich — —?

„Darf ich ein Glas Milch bekommen?" bat Anneliese und schenkte sich den kühlen, leicht schäumenden Trunk ein.

Dann berichtete sie mit leuchtendem Blick: „Weißt du, was die Inspektorsfrau uns gestern erzählt hat? Der Führer will ein neues Gesetz erlassen, auf daß es im Lande kein einziges Waisenhaus mehr gäbe . . .“

„Wie ist das gedacht?“

„O, so gescheidt, Muttel, und doch wieder ganz einfach. Jede kinderlose Frau über fünfundvierzig soll einen Buben oder ein Mädel annehmen und großziehen. Bemittelte kriegen sogar gleich zwei ins Haus.“ Sie zwinkerte der Mutter schelmisch zu — „Einzelheiten sind noch nicht bekannt. Aber auf den Grundgedanken kommt es an. Und ist der nicht wieder einmal großartig?“

Frau Kühn streichelte Annelie liebevoll die Schulter.

Aus der Ferne nahte bereits der Gesang.

„O — sie kommen schon! Schnell, noch ein Häppchen! — Ich darf doch, Frau Henning?“

„Immer zugegriffen, solange was da ist!“

„Leb wohl, Herzliebste!“ Annelie drückte ihren frischen Mädchenmund auf den rosigen Scheitel der Mutter — „und wenn du hernach aufs Feld gehen willst, vergiß nicht, den Schirm mitzunehmen, damit du mir keinen Sonnenstich davonträgst! Und — was ich noch sagen wollte — die Rosamunde darfst du heute auch einmal ausführen; meine Mädels werden begeistert von ihr sein. ’s wird auch Zeit, daß das alte, treue Ding endlich mal aus dem Dunkel des Koffers ans Licht des Tages gelangt . . .“

Winkend lief das Mädchen fort, schlüpfte in die Pantinen, und trat in das Lied einfallend, an die Spitze des Zuges.

Eine Weile schauten die beiden Zurückgebliebenen den jungen Garbenbinderinnen nach, bis das Weidengebüsch des sich senkenden Weges sie ihren Blicken entzog.

Dann sagte Frau Henning leise: „Wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte . . .“

„Bitte sehr!“

Die Kantorswitwe schluckte erst ein paarmal heftig. Dann raffte sie sich zusammen.

„Könnten Sie mir vielleicht sagen — ist es — ist es wohl möglich, daß eine Frau von fünfzig Jahren noch Kinder zur Welt bringt?“

Frau Kühn konnte ein leichtes Erstaunen nicht verbergen.

„Es soll vorgekommen sein“, antwortete sie, „man liest zuweilen in medizinischen Zeitschriften davon. Mir persönlich ist ein derartiger Fall allerdings nicht bekannt.“

„Aber —“ fiel Frau Henning ihr überhastet ins Wort, — aber Sie selbst — —?“

„Wie meinen Sie —?“

„Nun — ich habe doch recht verstanden, Sie werden heute sechsundsechzig?“

„Das stimmt — jedoch —“

„Und Ihr Bub' ist sechzehn —“ unterbrach Frau Henning in leicht gekränktem Ton.

„Ach so!“ faßte Frau Kühn sich, plötzlich begreifend. „Sagte ich Ihnen denn nicht, daß meine Kinder ein Geschenk Gottes sind?“

„Wohl — das sagten Sie. Aber ist nicht jedes Kind schließlich eine Gottesgabe?“

„In gewissem Sinne allerdings! So mühelos jedoch, wie meine zwei mir in den Schoß gefallen sind, haben es andere Mütter nun doch nicht gehabt ... Vielleicht —“ um die Mundwinkel der Greisin zuckte es leise — „vielleicht wird zwar in Zukunft solch unverdientes Glück noch einer ganzen Anzahl von Frauen beschert werden, dank den großzügigen Plänen unserer jetzigen Volksführung ... Jedenfalls aber —“ sie stand auf und strich das schlichte, schwarze Kleid glatt — „freut es mich, heute feststellen zu können, daß ich eine der Ersten war, der es bereits vor sechzehn Jahren vergönnt gewesen ist, dem schönen und beglückenden Gedanken zuvorzukommen ... Doch nein —“ unterbrach sie sich, ernst werdend —, „so war es ja nicht! All das geschah im Grunde ohne mein Planen und Wollen, einzig aus — ja, ich kann es nur immer wiederholen — aus Gnade! — Ich will Ihnen gern einmal darlegen, wie es sich begab, wenn Sie Zeit haben, mich anzuhören ...“

„Ich habe Zeit —“ beeilte Frau Henning sich zu versichern. „Wenn Sie es mir erzählen wollten — —. Darf ich nur noch schnell den Stopfkorb holen? Dann setzen wir uns in die Ligusterlaube. Dort ist es kühl und schattig.“

„Das war also an einem herbstlichen Tage des Jahres 1918“, begann Frau Kühn mit verhaltener Stimme ihren Bericht: „Schon lag jene unausgesprochene und bange Schwermut über dem deutschen Lande, die ein vierjähriger Krieg, begleitet von Blockade und Hunger, mit sich gebracht. Die Menschen schritten dahin wie unter unsichtbarer Last, hager, blaß, gebeugt. Selbst die Jugendlichen und Kinder blickten aus Augen, von blauen Schatten umsäumt, und ihr Lachen war kurz und selten. —

Ich arbeitete damals als Fürsorgerin in einer großen Fabrik, und zu meinen Aufgaben gehörte es auch, die erkrankten Arbeiterinnen, die

von unserer Betriebskasse durchweg dem städtischen Krankenhause überwiesen wurden, zu besuchen und mich ihrer Angelegenheiten anzunehmen. Zweimal wöchentlich führte mich mein Weg daher durch das große, eisenbewehrte Tor des Spitals, und eines Tages fiel mir ein Kind auf, das — obschon die Anstalt weit außerhalb der Stadt gelegen war, vor diesem Tor mit einer Puppe spielte. Das heißt, die Puppe fiel mir eigentlich zuerst auf, denn sie war ein sonderbar großes, schlenkriges Geschöpf, aus Stoff gefertigt, mit einem Büschel roten Fuchsfells statt der Haare auf dem Kopf.

An dem Kinde war im Grunde genommen nichts Besonderes. Sein Kittel war so verblichen, daß man seine Farbe nicht mehr bestimmen konnte. Die zur kurz gewordene Schürze starrte vor Schmutz; die bloßen Arme und Beine schimmerten schwärzlich. Es war allem Anschein nach ein sehr ungepflegtes und vernachlässigtes Kind. Aber seltsam stark und blond umwehten das unsaubere Gesichtchen mit den Spuren von Rübensaft am Munde wildgelockte Haare, und die leuchtendblauen Augen schauten so blank und verwegen in die Welt, als hätte der liebe Gott sie eben erst frisch eingesetzt.

Die Puppe hieß Rosamunde. Ich erfuhr dies, weil das Kind sie anredete und mütterlich ermahnte.

Als das Tor hinter mir zugefallen war, ließ das Kind die Puppe plötzlich zur Erde fallen, preßte die runde Stirn von außen gegen das Gitter und rüttelte mit schwachen Armen an den dicken Stäben. Groß und verlangend blickte es mir nach, und in diesem Blick war etwas, das mich zwang, stets von neuem den Kopf zu wenden, um zu sehen, ob es denn nicht ablassen wollte, mich mit seinen großen, glänzenden Augen zu verfolgen.

Da hörte ich es endlich leise rufen, kehrte, wie erlöst, um und fragte, ob es etwas von mir wünschte.

„Tante, kannst du mich nicht mitnehmen?" bat es mit flehender Stimme.

„Dich mitnehmen? Wohin denn?"

„Zu meiner Mutti. Sie liegt da drin."

„Im Krankenhaus?"

„Ja."

„Wie heißest du denn?"

„Anneliese Wenske, Schloßstraße 87, zweiter Hof, Seitenflügel, drei Treppen", haspelte das kleine Mädchen mit großer Zungenfertigkeit herunter.

„Aber —“ meinte ich zögernd — „jetzt ist im Krankenhaus keine Besuchszeit. Hier steht es: Mittwochs und Sonntags von zwei bis vier Uhr ... Du kannst wohl noch nicht lesen?“

„Nein — ich bin erst vier.“

„So ... Und bei wem bist du denn, wenn deine Mutti im Krankenhause liegt?“

Das Kind bohrte den Finger in die Nase.

„Mal —“ erklärte es nachdenklich, „bin ich bei der Frau Schuhbring — die arbeitet in Munistion und kommt immer erst um sechs Uhr nach Hause. Mal bin ich auch bei der Frau Mäder — die hat ein Plättgeschäft und gibt mir Mittag ... Mal bin ich auch bei keinem. Dann — wenn es nicht regnet — komm' ich hierher mit Rosamunde — Rosamunde reich der Tante das Patschchen — aber das rechte — und mach' einen schönen Knix — das ist nämlich meine Tochter. Meistens ist sie sehr artig. Manchmal muß sie etwas Klapse haben. Aber nicht zu hart, sagt Mutti, sonst platzt der Balg und die Sägespäne streun aus, das gibt dann eine furchtbare Schmutzerei in der Wohnung — und außerdem ist die Rosamunde dann ganz alle ...“

Ich stand unschlüssig.

Lebhafter fuhr das Kind fort: „Die Frau Mäder sagt immer, einmal wäscht sie mir die Schürze fein aus und schrubbt mich ordentlich ab und laust mir die Haare, und dann gehen wir zusammen, meine Mutti besuchen. Aber —“ Annelieses Gesichtchen nahm einen ernsten und tief bekümmerten Ausdruck an — „dann hat sie doch nie Zeit dazu, denn sie hat ja selber drei Jungens, und Sonntags muß sie auch für ihren Mann kochen — dem haben sie im Kriege ein Bein abgeschossen ...“

„Wo ist denn dein Vater?“ erkundigte ich mich.

„Gefallen natürlich“, sagte Anneliese, als wäre das eine Selbstverständlichkeit, „damals im Frühling, an der Somme, als ich gerade Geburtstag hatte. Es gab nicht einmal Kartoffelkuchen, und Mutti hat so sehr geweint, immerzu geweint. Ich konnte ihr gar nicht so viel die Tränen abwischen, wie sie geweint hat ... Und jetzt — — vielleicht weint sie auch jetzt, wenn die Doktors ihr weh tun — und da ist keine kleine Anneliese bei ihr, um sie zu trösten. Ach, Tante, nimm mich doch mit!“ bettelte sie von neuem, „Mutti bangt sich sicher sehr nach mir — —

„Na, dann komm!“ sagte ich überwunden, und ein rauhes kleines Händchen schob sich in meine Rechte. —

Frau Wenske lag auf der „Septischen Abteilung“. Ich mußte sie erst im Aufnahmezimmer erfragen. Die Schwester schlug die Hände zusammen über das schmierige Kind, das ich mitbrachte. Im Badezimmer

säuberten wir ihm gemeinsam notdürftig Hände, Gesicht und Waden. Es bekam einen viel zu großen, weißen Schutzkittel um, der bis auf den Fußboden reichte.

„Aber nur zehn Minuten", schärfte die Schwester uns ein. „Der Frau geht es sehr übel", fügte sie, nur mir vernehmbar, hinzu. „Außerdem wollte Herr Oberarzt um zwölf Uhr kommen, um ein letztes Mittel zu versuchen. Es ist ja eigentlich keine Besuchsstunde jetzt am Vormittage."

„Hopp!" sagte Anneliese, indem sie über ihr langes Gewand stolperte. „Schick seh ich aus, Tante, nicht wahr? Mutti wird mich sicher für 'ne Komfermandin halten ..."

Frau Wenske lag allein in einem kleineren Zimmer. Am Fußende ihres schmalen, eisernen Krankenbettes stand ein weiß ausgeschlagener Korb, in dem ihr Neugeborener schlummerte.

„Annelie!" rief sie mit schwacher und doch beglückter Stimme, und ihre fiebrigen Augen leuchteten auf. „Annelie — wo kommst du her — um diese Zeit?"

Heftig schlang das Kind die weißumbauschten Ärmchen um den Nakken der bleichen Frau.

„Tag, Mutti! Freust du dich? — Ja, die gute Tante hat mich reingeschmuggelt. War doch nett von ihr! Ich hab' mir doch gleich gedenkt, daß du froh sein wirst, wenn ich dich besuchen komm' ... Aber was steht denn da?"

„Du hast ein Brüderchen bekommen, Annelie."

„Ach nein! — Ausgerechnet! Hast mir doch immer ein Schwesterchen versprochen! Was sollen wir mit 'nem Jungen? Die sind ja so wild. Mäders Maxe hat mich neulich erst die halbe Treppe runtergeschmissen. Guck, da hab' ich noch immer den blauen Fleck —" sie hob den Kittel und wies der Mutter das gestoßene Schienbein. „Sieh an!" rief sie verwundert aus, „jetzt ist er ja grün! Ob der nochmal schwarz wird?"

„Nein — aber vielleicht gelb —" lächelte die Frau.

Plötzlich fing das Kind unvermittelt heftig an zu weinen.

„Was fehlt dir denn Annelie?" rief die Kranke tief erschrocken aus. „Ach — ich hab' ja sone Angst, sone Angst —" jammerte die Kleine verzweifelt.

„Angst? — Wovor denn?"

„Ja, die Frau Mäder, die gibt mir immer so furchtbar viel mittags zu essen, und immer, immer Kälberzähne, weiß du Mutti, die so satt machen. Und abends kocht mir wieder die Frau Schuhbring immerzu Brühe mit Stacheldraht — du weißt doch, was immer im Halse stecken bleibt — ach, so viel, so viel soll ich immer essen — —"

6*

Sie schluchzte wild auf.

„Es ist doch nur gut und gesund für dich, wenn du reichlich zu futtern kriegst“, suchte ich sie zu beruhigen.

„Nein — nein — ich hab' sone Angst, sone Angst — —“

„Warum denn?“

„Na klar“, erwiderte Annelie, entweder werd' ich davon so groß wie der Riese Goliath, das will ich nicht — oder — oder — — ich platz'!“

Kläglich heulte sie auf.

„Höre mal“, ermahnte ich, nur mit Mühe nach dieser Erklärung noch den Ernst wahrend, „wenn du hier derart laut bist, mußt du fort. Das regt deine arme Mutti viel zu sehr auf. Mit dem Wachsen geht das nicht so fix, wie du meinst und — — mit dem Platzen auch nicht.“

Ich mußte das Taschentuch benutzen, um mein Lachen zu verbergen.

Das Kind hatte augenblicklich aufgehört zu weinen, glitt von meinen Knieen und stellte sich vor dem Körbchen auf.

„Nun will ich mir den Kleinen mal ordentlich begucken. Muß Rosamunde doch erzählen, wie er aussieht. Nein — so winzig — ganz wie 'ne Puppe! Rosamunde ist sicher größer. Wir müssen sie mal messen ... Denk, Mutti, sie haben mein Goldkind nicht zu dir hereingelassen. Sie war schrecklich traurig darüber, läßt dich tausendmal grüßen. Na gut nur, daß ich keine Zeugpuppe bin, die man nicht waschen darf, weil das Gesicht abfärbt, sonst hättest du mich heute auch nicht wiedergesehen. Hier, bei euch, ist man ja so sauber ...“

Annelie vertiefte sich hingegeben in den Anblick des schlafenden Säuglings.

Die Kranke gab mir verstohlen ein Zeichen, an ihr Bett zu treten. Mein Blick streifte die Fieberkurve, die am Kopfende, ihr unsichtbar, befestigt war. Die lateinische Bezeichnung der Krankheit rechts in der Ecke sagte mir alles ...

„Noch näher —“ bat die Frau flüsternd.

Ich beugte mich über das magere, fleckige Gesicht, und da kam mir erst zum Bewußtsein, daß die Kranke genau so blondes, dicht gelocktes Haar hatte, wie Anneliese. Gleich einer viel zu schweren Krone schmiegten die breiten Zöpfe sich ihr um Stirn und Schläfen.

„Ich weiß es ja —“ sagte sie mühsam atmend, „ich weiß es wohl ...“ Und nach einer Pause: „Was wird mit den Kindern?“

Ihre großen blauen Augen verdunkelten sich von stummen Tränen.

„Seien Sie unbesorgt“, erwiderte ich wie unter unsichtbarem Zwang, schnell und ohne zu überlegen: „Gott wird für sie sorgen ... Ich verspreche es Ihnen! Hier — meine Hand darauf!“

Und erst, nachdem ich die Worte ausgesprochen, wurde mir klar, daß sie eigentlich eine Art von Lästerung gewesen waren. Ich — — versprach für Gott! Welche unsinnige Vermessenheit!

Die trockenen, zersprungenen Lippen der Kranken jedoch entspannten sich lautlos. Sie nahm meine Hand in ihre beiden schmalen, glutdurchströmten. Es schien, als wolle sie mir noch etwas anvertrauen.

Da wurde die Tür aufgerissen und die Schwester steckte den Kopf herein.

„Schnell — fort mit dem Kinde!“ rief sie halblaut. „Herr Oberarzt ist unterwegs!“

„Komm — komm, Annelie!“ drängte ich.

Das kleine Mädchen gehorchte auf der Stelle. Es raffte den langen Kittel um sich zusammen und lief eilfertig, stolpernd, neben mir her.

Die Kranke hob den Arm und winkte stumm.

Ich zog Annelie auf den Flur. Am Ende des langen Wandelganges tauchte schon die hohe Gestalt des Anstaltsleiters mit dem Zuge der Hilfsärzte auf. Es gelang uns, ungesehen in den Baderaum zu schlüpfen.

„Rosamunde — armes, verlassenes Kind!“ schrie Anneliese entzückt beim Anblick der Puppe auf, „da bin ich wieder. Da ist sie wieder — deine Mutter! — Großmama läßt schön grüßen. Nächste Woche übermorgen ist sie wieder gesund. Dann bekommt Rosamunde ein neues Kleid, ein lilaseidenes mit grünen Spitzen und einem goldenen Gurt mit Schnalle dran.“ — — — —

Frau Kühn verstummte und blickte gedankenverloren in das sonnendurchschimmerte Laub des Ligustergesträuchs.

„Und dann —?“ mahnte Frau Henning mit leiser Ungeduld.

Die Greisin faltete die Hände im Schoß und fuhr fort: „Dann —? Es war das letztemal gewesen, daß Anneliese ihre Mutter gesehen hatte. In der nächsten Nacht schon glitt sie hinüber in das Reich des Friedens . . .“

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile. Endlich begann die Erzählende wieder:

„Damals war ich fünfzig Jahre alt. Ein vierjähriger Krieg ging seinem schweren Ende entgegen. Der Weg wies hinein in die dunkelste und bitterste Zeit des Reiches . . . Tausende, Millionen mußten nach diesem Weltenbrand ein neues Leben sich zimmern, eine andere Heimstatt suchen. Tausende, Millionen — die meisten freilich jünger als ich — machten wieder einen Anfang, begannen den Bau vom Grundstein an aufzurichten . . .

Manchmal schon hatte ich mir überlegt, daß die Zeit zu ruhen für mich gekommen sei, die Zeit, mich zu entfernen aus der täglichen Arbeit

in das kleine Vorstadthäuschen, das ich vom Vater ererbt; dort zu verschwinden, um ein Leben der Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit zu führen ... Ja, an all das hatte ich gedacht ... Vorher nämlich — ehe das blonde Kind am verriegelten Tor des Krankenhauses gerüttelt und und mich zu der sterbenden Mutter und dem hilflosen Brüderchen geführt hatte. Vorher, ehe ich dieser bittenden und vertrauensseligen Kranken mein Versprechen gegeben hatte — und zwar im Namen Gottes — für ihre verlassenen Waisen sollte gut gesorgt sein!

Selbstverständlich gab es Heime und Asyle, es gab Familien, in denen man solche Kinder gegen bestimmte Geldzahlungen unterbringen und erziehen lassen konnte. All das war vorhanden, um — das Gewissen zu beruhigen ... Aber hinter dieser gutbürgerlichen Gewissenhaftigkeit, diesem billigen Verantwortungsgefühl, das Gutmeinende mit Ratschlägen und Warnungen in mir noch zu bestärken suchten — hinter all diesem regte sich etwas anderes: ein zweites feineres Gewissen sozusagen, eines, das sein Tun und Lassen einzig vor Gott verantworten mußte. Ja, es war da — ein unaufhörlich pochender Herzschlag, leise, wie das Ticken einer kleinen Uhr, leise und — — unentwegt — unentwegt ... Der Ton in der Stille — der nimmer versiegende Laut aus der Tiefe ...

„Hast du den Vater dieser Kinder gekannt?" sprachen die mir Befreundeten. „Weißt du, ob diese zwei Krabben nicht irgendwie schwer erblich belastet sind — —?"

„Ich habe mit der Mutter gesprochen ..."

„Und was weißt du von ihr?"

„Eigentlich — nichts ... Sie war in Angst um ihre Kleinen."

„Das ist instinktiv jede Mutter —"

Ich suchte krampfhaft in meinem Gedächtnis nach weiteren Anhaltspunkten.

„Sie hat um ihren gefallenen Mann geweint — tagelang — —"

„Das tun alle Frauen!"

Ich fühlte mich in meinem Entschluß leise wankend werden, doch die kleine Uhr tickte, tickte, unentwegt, ohne Pause. Ach! — Es wurde zur Qual! —

„Nun, noch steht die Entscheidung ja bei mir! Doch ehe ich sie treffe, will ich noch einmal hingehen und mir die Kinder streng prüfend anschauen — unter neuen Gesichtspunkten. Ja, das will ich tun ... Man kann wirklich nie vorsichtig genug sein!" —

Ich finde Anneliese und das Brüderchen bei Frau Mäder vom Plättgeschäft. Es ist Sonntag und die ganze Familie in der Küche versammelt. Der verstümmelte Mann liegt in einem Rollstuhl. Bräunlich ge-

schmorte Kälberzähne riechen angebrannt. Anneliese hockt am Herd und rüttelt einen Wäschekorb, aus dem es heiser und kläglich schreit — schreit ... An Frau Mäders Rock, deren rotglänzendes, gutmütiges Gesicht ein wenig hilflos ist, hängen die eigenen drei schnatternden Sprößlinge.

„Man jut, daß Se kommen" — sagt sie nach der Begrüßung und wischt mit der Schürze einen Stuhl ab, den sie mir zuschiebt. „Wat wird jetz mit de arme Würmkens werden? 'n Herr vom Majistrat war jestern schon da und hat sich allens uffjeschrieben. Die sollen nun wohl ins Waisenhaus —", sie breitete wie entschuldigend beide Hände aus: „De Wohnung von de Frau Wenske — Jott hab' ihr selich — is ja wejen Mietrückstand schon jeräumt und bei mir könn' se uff de Dauer ooch nich bleiben. — Se sehn's ja selber — hier jeht's bunt jenug zu ..."

Der jammernde Säugling ist still geworden. Ich fühle mich leise am Ärmel gezupft, sehe in Annelieses blanke, blaue Äuglein. Über den blonden Haarschopf huscht ein verirrter Lichtstrahl von irgendwoher.

„Wollen wir zu Mutti gehen?" fragt das Kind geheimnisvoll.

Ich schweige befangen. Da fährt es schon selber fort: „Sie ist tot — ich weiß. Die Frau Schuhbring hat es gestern erzählt, und die Frau Mäder sagt, es ist wahr ... Mutti ist gefallen, nicht wahr, Tante? — Gefallen, wie der Vater?"

Sie sagt es ganz kühl und sachlich, nur sehr ernst.

Mir ist, als setzte die unsichtbare kleine Uhr in mir plötzlich zum Schlage an. Mein Atem stockt.

Da ging ein Mann hin, kämpfte fürs Vaterland und ist gefallen. Da rang eine Frau um die Erhaltung der Sprossen seines Stammes, seiner Erben, seines Unsterblichkeitsgedankens — rang hart und schwer, und auch sie — ist gefallen ...

Wie klar, wie einfach war dies alles doch, wie kinderleicht begreiflich! Sogar eine Vierjährige konnte es fassen. Was aber war es, das meinen Verstand solange umdunkelt hatte?

Nein — Entschluß und Bestimmung lagen längst nicht mehr bei mir. Es gab keine Ausflucht, kein Entweder-Oder mehr! Gottes Entscheidung war gefallen!

Gefallen!!

In diesem Wort mußten alle Bedenken und Zweifel, alle wohlmeinenden Warnungen von Besserwissenden, alle Fragen nach Stand und Herkunft ersticken. Es gab nur eins noch: ein sofortiges Bekenntnis. Das Bekenntnis ohne Einschränkung!

„Ja", sagte ich laut und fest, und durch dieses Ja strömte eine Freudigkeit und sieghafte Kraft, wie ich sie zuvor noch nie empfunden, in meine Seele, die mich bis ins tiefste erschauern ließ. „Ja — deine Mutter, Annelie, ist gefallen, ebenso wie dein Vater. Vorher aber hat sie euch beide — dich und das kleine Brüderchen — mir geschenkt, und von heute ab werde ich eure Mutter sein!"

Zwei kleine Arme packten und umschlossen mich mit ungestümem Druck ..."

Über die Felder her kam in regelmäßigen Abständen an- und abschwellend, der summende Ton der Dreschmaschine. Sonst war nichts zu hören. Selbst die Vögel schwiegen. Heiße, sonnige Stille überflutete das Land.

Da schluchzte Frau Henning plötzlich laut auf.

„Ich — ich habe Ihnen Unrecht getan —" rief sie unter Tränen, „schweres Unrecht! O — verzeihen Sie mir!"

Und sie beugte sich über die weißen, ein wenig fülligen Hände der Greisin und küßte sie unter Tränen.

Frau Kühn wehrte ihr voller Verwirrung.

„Nein — aber nein! Womit sollten Sie mir denn Unrecht getan haben? Sie waren doch stets gut zu mir — und Sie lieben meine Kinder — —"

„Gerade darum!" weinte die Kantorswitwe, schlug in Kummer und Beschämung die Hände vors Gesicht und lief ins Haus.

Die alte Frau wiegte in verständnislosem Staunen das weißgescheitelte Haupt. Dann verklärte ein mildes Lächeln ihre Züge. Hoch über das dumpfe Surren der Maschine war ein Jauchzen aus Mädchenmund emporgestiegen, hatte klingend die glutzitternde Luft durchschnitten und flog nun als ein holdes, weiches Echo grüßend vom Rande des nahegelegenen Waldes zurück.

Wirtschaftliche Alltagspflichten der deutschen Frau beim Einkauf und Verbrauch.

Von Dr. Else Vorwerck, Berlin-Schlachtensee.

Im nationalsozialistischen Deutschland steht über allem Tun und Lassen des einzelnen Menschen der leitende Gedanke der Verantwortlichkeit gegenüber dem ganzen Volke. Was auch immer der einzelne tun mag, es ist nie belanglos für die Allgemeinheit, es wirkt sich auf das Ganze aus. Darum ist es erforderlich, daß jeder seine Handlungen auf diese Auswirkungen hin prüfe. Der neue Staat verlangt einen neuen Menschen, der neben dem Ichbewußtsein auch ein Volksbewußtsein in sich ausbildet, der sich zu einem kritischen Urteil erzieht, mittels dessen er den Eigennutz immer zugleich auch unter dem Gesichtswinkel des Gemeinnutzes zu zügeln vermag.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche geistige Haltung sich auf alle Gebiete menschlicher Betätigung erstrecken muß, also auch auf das wirtschaftliche. Wie aber Egoismus und Materialismus sich im Wirtschaftsleben am zügellosesten ausgetobt haben, so wird gerade auch hier der heftigste und schwerste Kampf zwischen der Idee der Volksgemeinschaft und der hemmungslos gewordenen Ichsucht zu bestehen sein. Der Prüfstein für das siegreiche Fortschreiten der nationalsozialistischen Idee wird nicht zuletzt im wirtschaftlichen Verhalten der Menschen liegen.

Die wirtschaftliche Tätigkeit ist verschieden, sei es, daß der Bauer dem Boden die landwirtschaftlichen Erzeugnisse abringt, sei es, daß der Handwerker in seiner Werkstatt oder der Arbeiter an der Maschine tätig ist, sei es, daß der Unternehmer oder der Ingenieur dem industriellen Fortschritt dienen oder der Kaufmann die Waren dem Verbraucher zuführt. In fast allen Berufen sind auch Frauen am Werke und finden in dieser Berufsarbeit nicht nur ihr Einkommen, sondern geben auch je nach Begabung und Kenntnissen ihr Bestes in diese Berufsarbeit hinein. Keiner dieser wirtschaftenden Menschen vermag nun aber alle die Dinge, die er für seinen Lebensunterhalt benötigt, von sich aus herzustellen. Jeder arbeitet vielmehr für den Gesamtbedarf und ist wiederum von der Arbeit der anderen abhängig, um seine eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können. So umfaßt die Volkswirtschaft die Tätigkeit aller dieser Menschen, die wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, die fürein-